

Wie ich wurde, wer ich bin

Biografien von Menschen,
die behindert wurden



Herausgegeben von
David Permantier

Biografien von Menschen, die behindert wurden

In Zeiten des demografischen Wandels und der Herausforderung Inklusion ist es notwendig, einmal innezuhalten und nicht nur die Geschichte der Begriffe und die der Fachlichkeit in der Behindertenhilfe zu betrachten, sondern auch die Menschen, die dies in den unterschiedlichen Systemen in Deutschland erlebt haben, zu Wort kommen zu lassen.

Ein Erfahrungsschatz geht uns verloren, wenn die Geschichte der Betroffenen nicht mehr rezipiert werden kann, sondern nur noch die der Institutionen.

Heutzutage ist es die zentrale Herausforderung, die Kluft zwischen der Theorie der Inklusion und den realen Rahmenbedingungen zu überwinden und in Einklang mit den persönlichen Erwartungen und Bedürfnissen der Menschen zu bringen.

Was es bedeutet, nicht selbstbestimmt und weitestgehend akzeptiert in einer Gesellschaft zu leben, kann nur ermessen, wer die Untiefen der staatlichen Fürsorge in beiden deutschen Staaten kennengelernt und sich durchgekämpft hat zu einem Stück Glück. Davon berichtet dieses Buch.

Inhalt

Vorwort. Unterrichtsfach: Leben	6
Geistig behindert – durch die Geschichte	9
Hildegard Wittur	14
Mario Herschel	26
Kersten Wolter	34
Dieter Körner	42
Herbert Meyer	48
Solvej Steinhausen	54
Eva	60
Edeltraut Kracht	68
Dirk Hoffmann	72

Mitarbeit

David Permantier: Herausgeber

David Permantier, geb. 1965 in Eupen/Belgien, ist seit 1990 als Sozialarbeiter im Betreuten Einzelwohnen der Lebenshilfe Berlin tätig. Er betreibt eine Kunstwerkstatt und verschiedene andere inklusive kultur- und lebenspraktische Projekte.

Jürgen Kiontke: Lektorat

Jürgen Kiontke, Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie. Freier Journalist, Lektor und Autor seit 1987. Jürgen Kiontke ist Filmkritiker für das Amnesty Journal, Jungle World, Konkret und andere Medien. Im Verbrecher Verlag erschien sein Buch »Little Class«.

Sandra Merseburger: Fotos

Sandra Merseburger ist Diplomkamerafrau und arbeitet überwiegend im dokumentarischen und künstlerischen Bereich. Ihr Schwerpunkt liegt in der Verknüpfung des Mediums mit sozialer Arbeit. Seit mehreren Jahren leitet sie Film- und Fotoworkshops mit den unterschiedlichsten Teilnehmern.

Heiko von Schrenk: Layout

Heiko von Schrenk ist Politologe und Grafiker. Von 1997 bis 2007 arbeitete er als Layouter bei der Wochenzeitung Jungle World und gestaltet seither unter anderem das Amnesty Journal.

Georg Engel: Finanzierung, Organisation

Georg Engel leitet den Freizeitbereich des Berliner Elternvereins Zukunftssicherung Berlin e.V. für Menschen mit geistiger Behinderung.

Der Verein widmet sich seit seiner Gründung im Jahr 1973 der Unterstützung von Menschen mit geistiger Behinderung. Schwerpunkte sind dabei auf die Bereiche Wohnen und Freizeit gelegt. Zu diesem Zweck betreibt der Verein unterschiedliche Wohnangebote, verschiedene Freizeitprojekte und ist politisch aktiv.

Dank auch an:

Christine A. Maier

Wilma Otte, Stiftung Schlösser und Gärten

Annette Piwko-Löffler und Amos

Alexander Remler, Schilfdachkapelle

Johann Ulrich, avant-verlag

Umschlagfoto:

Herbert Meyer auf dem Tempelhofer Feld, Foto: David Permantier

Berlin 2017

Vorwort

Unterrichtsfach: Leben

Auf Einladung der Katholischen Hochschule in Berlin habe ich einmal gemeinsam mit Hildegard Wittur, einer Klientin, die ich seit über 20 Jahren betreue und die in diesem Buch noch zu Wort kommt, in einer Klasse über meine Arbeit und ihr Leben im betreuten Einzelwohnen diskutiert.

Die jungen Leute wussten alles über moderne Theorie und Praxis der Sozial- und Eingliederungshilfe. Um nicht falsch verstanden zu werden: Die Theorien in der Sozialarbeit werden immer präziser, die Ideen sind großartig, viele Konzepte scheinen ausgereift und umsetzbar. Und doch schien etwas zu fehlen.

Im Lauf der Veranstaltung stellte sich heraus, dass die Studentinnen und Studenten vor allem an Frau Witturs Lebensgeschichte interessiert waren. Im Kurs wusste man viele Dinge über die Entwicklung der Institutionen, der Herangehensweisen und der Begrifflichkeiten, aber nur wenig über die Schicksale, die dahinter stehen. Ich finde, dies ist ein Interesse von besonderem Charakter, weil es ein grundsätzliches Problem beschreibt. Wie kommt es, dass es zu beinahe jedem Thema Zeitzeugen und Berichte gibt, aber die sogenannten geistig Behinderten nach allem, was sie in den Versuchs- und Tötungsprogrammen der Nazis erleben mussten, in die Tiefen des kollektiven Verdrängens gerieten? Sie werden zwar in Heimen versorgt, in Ämtern verwaltet, aber als Personen, als Menschen vergessen.

Weil man die meiste Zeit nicht mit ihnen redete, sondern über sie. Und zu allerletzt hörte man ihnen zu. Sie hießen »Schwachsinnige«, »Imbezile«, »Debile«, »Idioten«: alles keine Schimpfwörter, sondern Begriffe der Gesundheitssorge in der Nachkriegszeit in Ost und West. Bezeichnungen, die auch in den 1930er Jahren und zuvor schon als Klassifizierungen dienten. Ausdruck einer Sprache der Mangelerscheinungen, bis in die

Wissenschaft hinein gebräuchlichen Abwertungen. Auch der heute geläufige Begriff der »Geistigen Behinderung« ist umstritten und soll nach dem Willen vieler Betroffener ersetzt werden durch die Bezeichnung »Lernbehinderung«.

Jede Gesellschaft definiert Regeln und Formen des Umgangs miteinander. Einzelne und Subgesellschaften laufen Gefahr, durch diese Ordnung sanktioniert zu werden, sollte ihr Verhalten abweichen. Meist scheuen wir den geringen Mehraufwand, den es kosten würde, sich miteinander auseinanderzusetzen, um einen Konsens herbeizuführen. Stattdessen betreiben wir wohlmeinendes Separieren, zeigen Ignoranz, sanktionieren.

Die Reaktion der Betroffenen ist so erwartbar wie folgerichtig: Sie versuchen zu revoltieren, viele resignieren, bestenfalls arrangieren sie sich. Egal wie: Die Situation bleibt meist unbefriedigend.

Diese Veröffentlichung möchte dem entgegenwirken: Die Menschen, die hier zu Wort kommen, gelten als lernbehindert. Ein Begriff, der alltagstauglich sein mag, wenn es um die Versorgung der betreffenden Menschen geht – im Gesundheitssystem, in der Pädagogik, in der Betreuung, bei den Gerichten, bei uns, die wir es nicht sind.

Ein Begriff, der sich jedoch schnell als völlig unbrauchbar erweist, um eine Persönlichkeit zu beschreiben, einen Lebensweg zu schildern: zu individuell sind Fähigkeiten, Erlebnisse, Traumatisierungen.

Und Überlebensstrategien: Denn wenn sich eines in meiner Arbeit als Konstante erwiesen hat, dann dieses: Viele von denen, mit denen wir auf diese Weise – und vielleicht auch notgedrungen, auch weil es nicht zuletzt praktisch ist – formal abwertend umgehen, haben Schlimmes erlebt. Gewalt, Missbrauch, Ausgrenzung sind alltägliche Erfahrungswerte jener, die wir behindert nennen. Muss es uns wundern, dass sie es sind?

Dennoch verwerten sie selbst diese Erfahrungen oft in einer Art, mit der sie das Gegenteil aus ihnen machen: Meine Klientinnen und Klienten praktizieren Demut vor dem eigenen Schicksal, sie zeigen Freude am Moment – und Kraft. Sie sind vom Leben überzeugt. Sie unterrichten uns,

wenn wir ihnen zuhören wollen, darin, wie man mit schwersten Schicksalsschlägen umgeht. Ihr Lebensmut ist dabei der Stoff, den wir dabei lernen können.

Was macht Sozialarbeit? Menschen, die in diesem Buch vorkommen, wohnen in ihren eigenen Wohnungen, Wohngemeinschaften oder Wohnstätten. Sie gehen arbeiten, so selbstständig wie möglich. Wir unterstützen sie je nach individuellem Bedarf im Alltag und in verschiedenen Lebenslagen. Unsere Mittel heißen Inklusion, Integration, Sozialraum-Orientierung, Normalisierung, Teilhabe. Umschreibungen für ein und dieselbe Frage: Wie wollen wir miteinander leben?

In meiner täglichen Arbeit verstehe ich mich als Vermittler zwischen Klient und Umfeld. Es geht darum, Lebenswelten zu gestalten und Arrangements zu kreieren. Auch wir müssen uns erst kennenlernen – denn auch unsere Lebenswelten berühren sich kaum.

Dieses Buch möchte einen Einblick geben vom Leben dieser Menschen, von ihren Kämpfen und Träumen, ihren Plätzen und Orten. Es soll Einblick geben in jene Welten, die sich hinter den Zuschreibungen der »geistigen Behinderungen« verbergen.

David Permantier

Geistig behindert – durch die Geschichte

Eine institutionalisierte Pädagogik für geistig behinderte Menschen oder Menschen mit Lernschwierigkeiten gibt es in Europa seit circa 1800. Erstmals wurden systematisch Erkenntnisse zur Förderung gesammelt, erste Lehrbücher entwickelt, aber auch erste »Idiotenschulen« gegründet.

Vorher lag die Betreuung grundsätzlich in der Familie. Wenn sich die Verwandten aber nicht in der Lage sahen, den Betroffenen Hilfe, Obdach und Pflege zu gewährleisten, wurden diese als »Irre« in Klöstern, Hospitälern, Gefängnissen und Irrenanstalten untergebracht. Oder sich selbst überlassen – und sie waren als Bettler auf Almosen angewiesen.

Bis heute wirkt diese soziale Einordnung nach. Noch immer herrscht der Eindruck vor, es ginge in der pädagogischen Arbeit und bei der Inklusion um großmütig gewährte Hilfe, Mildtätigkeit an Menschen, die dankbar sein müssen, dass man sie nicht wegsperrt.

Mit der Heilpädagogik entstand ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine moderne Lehre, die sich wissenschaftlich mit der Pädagogik geistig Behinderter auseinandersetzt. Die Beweggründe, eine gezielte Versorgung aufzubauen, waren dabei hauptsächlich medizinisch oder religiös motiviert.

Aber schon damals definierte sich die Gesellschaft vor allem mit Leistung. Arbeitsfähigkeit war der Maßstab und Vergleich. Menschen wurden als nutzlos empfunden, wenn sie dazu nicht oder nur eingeschränkt in der Lage waren und in der Regel aufgrund ihrer psychischen und körperlichen Besonderheiten als »minderwertig« betrachtet, als »anormal« gebrandmarkt und letztendlich separiert.

Nach dem Ersten Weltkrieg dominierte zunehmend eine rassistische und sozial-darwinistische Haltung, deren trauriger Höhepunkt das Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses darstellte, und in dessen Folge fast eine halbe Million Menschen zwangssterilisiert wurden.

Während des Nationalsozialismus wurden Menschen mit geistiger Behinderung unter schlimmsten Bedingungen in Anstalten untergebracht und ab 1938 systematisch ermordet. Der sogenannten Rassenhygiene fielen ca. 300.000 zum Opfer, davon allein 70.000 Menschen im Zuge der »Aktion T4«, benannt nach der Adresse der dienstausführenden Stelle in Berlin, in der Tiergartenstr. 4.

Nach dem Krieg lebten infolge dieses Massenmordes nur noch wenige Menschen mit geistiger Behinderung in Deutschland. Neben den kirchlichen Einrichtungen gab es nur wenige Alternativen: Unterbringung und Pflege mussten in alten Einrichtungen auf neue Grundlagen gestellt werden. Auch die Förderung und Schulbildung benötigten eine neue Rechtsgrundlage.

Diese wurde in der DDR 1949 und in der BRD erst 1951 durch jeweilige Sonderschulverordnungen geschaffen. Die Schulsysteme konnten nur unzureichend und zögerlich umgestellt werden. Die Auswirkungen sind noch heute spürbar: Viele Menschen der 50er- und 60er-Jahrgänge, die mit Lernschwierigkeiten zu kämpfen haben oder einer Behinderung, gelten beim genauen Hinsehen oft nur als schlecht gefördert.

Noch immer unter der Prämisse der späteren Verwertbarkeit als Arbeitskraft wurden an Kinder Mindestvoraussetzungen gestellt, die schwerbehinderten Kindern den Schulbesuch oft unmöglich machten. Erst in den 70er Jahren wurden auf Druck von Elterninitiativen und mit der Entstehung der Krüppelbewegung in der BRD viele große Anstalten und Heime vielerorts durch dezentralere, kleinere, wohnortnahe Einrichtungen und Wohnformen abgelöst. Eine Normalisierung im Umgang mit Behinderung wurde zuallererst von den behinderten Menschen selbst und ihren Interessenvertretern durchgesetzt.

Ursprünglich stammten die Ideen aus dem skandinavischen Raum und wurde in den USA weiterentwickelt. Zentrales Anliegen der Bewegung war die Selbstbestimmung. Das Konzept beinhaltete das Recht auf einen normalen Lebenswandel und Tagesablauf. Es formulierte den Anspruch des Einzelnen an die Gesellschaft, genauso behandelt zu werden wie alle anderen auch.

Nach und nach wurde dieses Recht auch für Menschen mit schwererer Behinderung umgesetzt. Inhalte und pädagogische Konzepte der Schulen und Einrichtungen entwickelten sich weiter und die Akzeptanz in der Gesellschaft wuchs.

Auch in der DDR fand in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg erst einmal keine gezielte Förderung statt. Viele Menschen mit kognitiven Einschränkungen lebten, wie in der BRD, in den noch vorhandenen psychiatrischen Einrichtungen und Heimen. Auch hier wurde das Schul- und Fördersystem neu aufgebaut. Als bildungsunfähig galten »schwachsinnige Kinder«, die nicht imstande waren, im Rahmen der Hilfsschule anwendbare grundlegende Fähigkeiten im Lesen, Schreiben und Rechnen zu erwerben.

Für diese Personengruppe war das Ministerium für Gesundheitswesen zuständig. Seit den 1950er Jahren, waren Fördertagesstätten entstanden und stetig ausgebaut worden. Schulpflichtige Kinder, die aufgrund ihrer Intelligenzminderung als nicht für die Hilfsschule geeignet galten, wurden nun von Erziehern unterrichtet.

Für arbeitsfähige Erwachsene bestand die Möglichkeit, einer Tätigkeit an einem geschützten Arbeitsplatz in den volkseigenen Betrieben (VEB) nachzugehen.

Rehabilitationspädagogischen Einrichtungen waren in der DDR die Tagesstätten, Wochen-, Dauerheime und die Psychiatrien. Hinzu kam noch die Dispensaire-Betreuung: Dies war eine ambulante Betreuung von psychisch entwicklungsgestörten Kindern und Jugendlichen in jedem Kreis der DDR. Sie war verantwortlich für Prophylaxe, Diagnostik, Therapie und Nachsorge psychisch entwicklungsgestörter Kinder und Jugendlicher. Da

es keine Förderungspflicht bei schwerer Behinderung gab, kam dieser aufsuchenden Form der Betreuung ein besonderer Stellenwert zu.

Viele geistig schwerstbehinderte Menschen waren in Dauerheimen und Psychiatrien untergebracht, wo teilweise nur eine Grundversorgung stattfand. Letzteres galt gleichermaßen allerdings auch für viele stationär untergebrachte Menschen mit hohem Unterstützungsbedarf in der BRD.

Nach der Wende und der Vereinigung der beiden deutschen Staaten wurde das rehabilitationspädagogische System der DDR weitgehend abgelöst vom westdeutschen Sonderschulsystem und mit der Auflösung der VEB und den damit einhergehenden Verlust der geschützten Arbeitsplätze etablierte sich auch dort das Werkstatt-Prinzip mit geschützten Einrichtungen.

Dies gehört, zusammen mit der Abwicklung der ambulanten Dispensaire-Einrichtungen, zu den meistkritisierten Entwicklungen bei der Angleichung der Systeme, da der an sich inklusive Ansatz nicht berücksichtigt oder weiterentwickelt wurde.

In der Politik für behinderte Menschen hat in den letzten Jahrzehnten ein Paradigmenwechsel hin zu Teilhabe – Selbstbestimmung – Eigenverantwortung und Inklusion stattgefunden. Dabei bedeutet Inklusion, dass die Gesellschaft in der Pflicht steht, Bedingungen zu schaffen, die Ausgrenzung jedweder Art vermeidet oder unmöglich macht.

Am 15. November 1994 ergänzt der Deutsche Bundestag das Grundgesetz in Artikel 3 Absatz 3 Satz 2: »Niemand darf wegen seiner Behinderung benachteiligt werden.«

Am 19. Juni 2001 verabschiedet die Bundesregierung das Sozialgesetzbuch IX, das die Bedingungen für die Rehabilitation und Teilhabe behinderter Menschen regelt. Selbstbestimmung, Integration und Teilhabe sind zentrale Elemente dieses Gesetzes.

Ebenfalls 2001 legt die Weltgesundheitsorganisation, WHO, in der »Internationalen Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit«, ICF, den Begriff der Behinderung fest: als komplexes

biopsychosoziales Bedingungsgefüge, das nicht nur durch die Körperfunktionen und -strukturen bestimmt wird, sondern auch durch die Aktivitäten eines Menschen und seiner gesellschaftlichen Teilhabe. Mit der ICF besteht nun die Möglichkeit, die biopsychosozialen Aspekte von Krankheitsfolgen länderübergreifend systematisch zu erfassen.

Einen weiteren Schritt auf nationaler Ebene stellte 2009 die Ratifizierung der Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (UN) in Deutschland dar. Zu Beginn des Jahres 2017 ist – nach teilweise heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Verbänden und der Bundesregierung – das Bundesteilhabegesetz in Kraft getreten, das sich mit der Umsetzung des Anspruchs auf Teilhabe und Inklusion im Sinne der UN-Konvention befasst. Es steht durchaus in der Kritik: In viele der neuen Regelungen wurden unbestimmte Rechtsbegriffe aufgenommen. Je nach Auslegung besteht sogar die Gefahr, dass es was Teilhabe und Inklusion angeht sogar kontraproduktiv wirken könnte und zum »Einspargesetz« verkommt. Die Umsetzung der Gesetze und Entwicklung von Ausführungsrichtlinien auf Länderebene, in die konkrete Praxis, wird sich voraussichtlich bis 2023 hinziehen.



Hildegard Wittur

»Das hätte ich mir damals,
mit dem Kopf im Gas,
nicht träumen lassen.«

Meine erste Erinnerung ist, dass die Polizei uns holen kam. Ich muss vier Jahre oder so gewesen sein, denn ich war es, die sie hereinließ. Und nur mit Mühe konnte ich die Klinke erreichen, um die Tür zu öffnen. Zu der Zeit wohnte ich mit meinen sechs Geschwistern, drei Jungs und drei Mädchen, und den Eltern in Pankow, Blankenburger Straße 62.

Meine Eltern waren eigentlich aus Polen und aus Jugoslawien und im KZ Sachsenhausen gewesen, aber alle Kinder sind in Berlin geboren. Wir waren wohl arm, ich erinnere mich nicht an Spielzeug. Aber noch daran, dass wir zwischen den Wäschestangen im Hof Bäumchen-wechsel-dich und Verstecken spielten. Die Wohnung war klein, zwei Zimmer und eine Kammer.

Ich hab damals nicht verstanden, wer uns warum da mit der Polizei wegholen ließ, meine Eltern waren meine Eltern, ich kannte ja nichts anderes. Es wurde viel geschrien, es gab oft Streit zwischen den beiden. Sie mussten damals aber schon Trinker gewesen sein, nur habe ich das nicht begriffen. Schläge waren normal.

Wir kamen in ein großes Auto und das fuhr uns weg. Es war dunkel und wir wurden in kratzige, stinkende Decken gewickelt. Den Geruch und das Gefühl habe ich noch heute in der Nase. Wir Kinder wurden auf verschiedene Heime verteilt. Ich wurde an die Ostsee gebracht, zusammen mit meinem Bruder Eduard. Von der Ostsee weiß ich nichts mehr, außer dass es mir dort überhaupt nicht gefallen hat. Vielleicht wollte ich damals aber auch nur nach Hause.

Nicht einmal den Ort konnte ich mir merken, nur das Meer. Ich kann auch gar nicht sagen, wie lange wir dort waren, nur dass wir irgendwann nach Dresden gebracht wurden und ich dort eingeschult wurde.

In Dresden trafen wir wieder zusammen mit Annemarie. Die anderen Geschwister habe ich erst viel später wiedergesehen. Für lange Zeit war Dresden der schönste Platz und die schönste Zeit, die ich hatte. Hier wurde ich eingeschult, hier hatte ich ein Zuhause. Das Heim lag außerhalb der Stadt auf einem Hügel und wir liefen morgens zur Schule oder fuhren mit dem Pferdewagen, im Winter sind wir sogar mit dem Schlitten gefahren.

Dazu muss man wohl sagen, dass ich 1948 geboren bin, es war also alles noch ganz anders als heute und es war ja DDR. Aber auf so einem Pferdewagen lässt es sich herrlich reisen. Im Heim gab es gut und regelmäßig zu essen. Ich hatte zumindest meine beiden Geschwister bei mir und die Erzieher waren nett zu uns. Es war ein großes Haus mit mehreren Gebäuden und sehr vielen Kindern. Wir durften sogar in die Stadt gehen und es gab nur selten Strafen. Es wurden Ausflüge gemacht ins Theater und ins Kino. In dieser Zeit hatte ich keinen Kontakt zu meinen Eltern und habe sie aber auch nicht vermisst.

Ich ging zur Schule und fühlte mich wohl.

Ich war sehr klein für mein Alter und immer zu Faxen und Streichen bereit. Das ist bis heute so geblieben. In der Schule verstand ich nicht so viel, aber ich kam zurecht. Mit den anderen Kindern kamen wir gut aus, manchmal wurden wir gehänselt als Heimkinder, aber das war nicht oft.

Ich kann das Heim nicht mehr finden, ich habe leider vergessen, wie es hieß und wo genau es war. Das ist mir noch mit vielen anderen Dingen passiert, woran das liegt, weiß ich nicht.

Mit 13 passierte dann etwas Schreckliches. Wir mussten Dresden verlassen und zurück nach Berlin zu unseren Eltern. Niemand hatte uns gefragt, ob wir wollten oder nicht, und niemand hat uns erklärt, warum wir zurück sollten.

Normalerweise denkt man ja, das ist toll, aber ich fand es furchtbar. Ich kannte meine Eltern ja gar nicht richtig, wusste nur, dass es irgendwie falsch war, dort wieder hinzukommen.

Meine Mutter holte uns am Bahnhof ab, eine fremde eklige Frau, die nach Alkohol roch und uns anschrie. Ich wehrte mich mit allen Kräften und kratzte und biss sie sogar ins Bein. Es nutzte nichts, wir mussten mit.

Zu Hause war es nicht besser geworden in der Zwischenzeit. Im Gegenteil: Der Vater war schon kaputt und krank und starb bald darauf bei einem Unfall. Er ist verbrannt, weil er bei der Arbeit in den Starkstrom gekommen ist. Ganz verkohlt war er. Er hätte eigentlich gar nicht arbeiten sollen, da er ja krank war, aber er wollte wohl auch nicht zu Hause bleiben.

Das tat mir leid, denn er war der nettere von beiden. Geschlagen hat uns jedenfalls immer nur die Mutter, aber verteidigt hat er uns auch nicht. Er hat mir einmal heimlich Geld zugesteckt, 50 Mark, die habe ich zur Oma gebracht. In dieser Zeit kehrten auch meine anderen Geschwister zurück.

Meine Mutter holte sich einen neuen Mann und verbrachte viel Zeit mit ihm, aber das hielt sie nicht davon ab, uns mit dem Gürtel zu vertrimmen, wenn wir nicht spurten. Deshalb haben wir sie auch immer ausgesperrt, wenn sie voll war. Dann ist sie zurück zu ihrem Kerl.

Ich musste zum Amt und dort sagte man, ich wäre behindert, weil ich nicht rechnen konnte. Das habe ich nie gelernt, mein Kopf kommt mit Zahlen immer durcheinander.

Lesen und Schreiben ging aber gut und auch sonst war ich in Ordnung. Post kann ich noch immer gut lesen, nur verstehe ich sie nicht immer.

Meine anderen Geschwister sind alle normal gewesen, nur ich kam wieder auf die Sonderschule. Dort war es aber nicht schlimm, alles war besser als zu Hause. Ich verliebte mich sogar in einen Mitschüler, Michael. Der war unglaublich dick, das machte mir aber nichts aus, denn er war sehr lieb. Ich traute mich aber nicht ihn mit nach Hause zu nehmen, und so wurde nie etwas daraus. Er kam dann irgendwann nicht mehr zur Schule und es hieß, er wäre an Fettsucht gestorben. Mein Leben sah zu der Zeit ungefähr so aus: Aufstehen, Geschwister versorgen, Schule, nach Hause, Haushalt und schlafen. Und immer machte ich etwas verkehrt, gab Widerworte und wurde angeschrien und geschlagen. Von meiner besoffenen Mutter.

Alle wussten Bescheid, aber bis uns jemand half, verging eine Ewigkeit. Ich fing an wegzulaufen, erst versteckte ich mich nur auf dem Dachboden, dann bei einem Nachbarn, der mir erlaubte, bei ihm zu bleiben, aber es nutzte nix. Ich musste ja irgendwann zurück, und dann setzte es wieder – und umso mehr – Schläge.

Der einzige Lichtblick war meine Freundin Petra aus dem Haus, mit der konnte ich mich unterhalten, wir trafen uns heimlich auf dem Speicher oder im Hof. Aber auch die hatte kein Glück. Sie starb wenig später, als ihr Freund mit dem Motorrad verunglückte.

Auch meine Oma starb, der einzige Mensch, der mir manchmal half. Ich erinnere mich genau: Eine Straßenbahn überfuhr sie, als wir auf dem Weg zu ihr waren.

Das war eine schlimme Zeit, ich fühlte mich alleine und war todunglücklich. Mittlerweile war ich 14, hatte die Schule beendet und sollte nun eine Arbeit bekommen. Ich wäre gerne Kranführerin geworden wie mein Vater. Hoch oben alleine in der Kanzel zu sitzen und über den anderen Dingen mit dem Kran zu schweben, war mein Traum. In der Zeit wurde in Ost-Berlin ja überall gebaut, das gefiel mir. Ich mochte die Bauarbeiter und war eine richtige Göre geworden und habe die immer verulkt.

Leider durfte ich das nicht, ich war zu schlecht in der Schule und ja auch geistig behindert. So begann ich in der Kantine des VEB Starkstromanlagenbau zu arbeiten, in dem schon mein Vater beschäftigt gewesen war.

Dort kannte man mich, es war nicht schlecht dort. Die Arbeit machte mir Spaß und die Leute mochten mich gerne. Aber meine Mutter nahm mir alles Geld sofort ab, ich durfte nichts für mich behalten und hatte zu Hause den Haushalt zu besorgen, mich um meine kleinen Geschwister zu kümmern. Die großen waren schon lange über alle Berge, ohne sich um uns zu kümmern, die tranken mittlerweile selber.

Als ich nicht mehr weiter wusste, beschloss ich zu sterben. Alles war besser als das hier. Meine Oma waren schon dort, meine einzige Freundin und auch der dicke liebe Michael. Da drehte ich den Gashahn auf und nahm irgendwelche Tabletten aus dem Nachttisch meiner Mutter.

Es hat aber nicht geklappt, mir war nur sehr schlecht und mein Bruder holte den Nachbarn, der sich um mich kümmerte und das Amt informierte.

Dann ging alles ganz schnell: Der Nachbar wurde als mein Vormund eingesetzt und sollte aufpassen, dass ich gut und richtig behandelt werde. Aber der alte Bock wollte, obwohl er verheiratet war, noch mehr von mir. Eines Nachts stand er in meinem Zimmer. Ich lief weg. Viele Jahre später habe ich ihn einmal mit meinen Betreuern besucht und habe gemerkt, wie viel Angst er hatte, dass ich etwas erzählen könnte. Das hat mir sehr gefallen, wie er da geschwitzt hat.

Aber wo sollte ich hin? Ich hab sogar versucht, in den Westen zu kommen, als die Mauer noch nicht stand, aber schon Stacheldraht da war. Am S-Bahnhof Schönholz. Aber die Grenzer haben mich geschnappt, als ich schon halb drüben war, und schickten mich wieder weg. Ich schlief in leeren Häusern und ging schließlich zurück zu meiner Familie.

Meine Mutter schlug mich mit dem Gürtel fast kaputt, obwohl mein Bruder Rudi versuchte, sie daran zu hindern. Aber er war zu schwach.

Rudi war mir von allen immer der Liebste und blieb es. So ging es weiter, und als das Elend zu groß war, versuchte ich ein zweites Mal, mir das Leben zu nehmen. Immer hatte ich Angst, für alle war ich der Fußabtreter, niemand liebte mich. Ich wollte einfach nur, dass das aufhörte.

Aber wieder klappte es nicht und ganz benommen bin ich dann alleine zum Amt gegangen, zu Herrn Simon, und habe gesagt, dass ich nicht mehr so leben kann und will. Und dass ich mich auf der Stelle umbringe, wenn sie nicht sofort etwas machen.

Ich war 15 oder 16 Jahre alt, geistig behindert, wollte sterben, weil meine Mutter mich quälte, mir niemand half. Nun hatte ich das Amt gezwungen, etwas zu unternehmen. So kam ich ins Griesinger.

Im Griesinger, dem Krankenhaus in Hellersdorf, kam ich zuerst nicht zurecht. Ich fühlte mich nicht krank, ich wollte nur meine Ruhe. So beschloss ich, mal wieder wegzulaufen. Das habe ich immer so gemacht: Versucht, wegzulaufen, aber meistens wusste ich gar nicht, wohin. Auch diesmal ging es schief: Ich kam nicht weit und meine Flucht endete auf der geschlossenen Station 1.

Dort blieb ich 25 Jahre. Im Nichts.

Ein Tag war wie der andere, mit der Zeit bekam ich immer mehr kleine Aufgaben, Botengänge, bis ich irgendwann eine Art Hilfsschwester war, die die Patienten auch wusch und sich um alle kümmerte.

Die Schwestern waren streng und es gab auch hier harte Strafen, wenn man Mist baute. Einige Male wurde ich in den Bunker gesperrt, das war ein fensterloser, kleiner Raum mit nur einer Matratze. Wenn man mal musste, war nur der Boden da und nachher musste man alles sauber machen.

Und man wurde unter Wasser gestuckt, also mit dem Kopf unter Wasser gedrückt, bis man keine Luft mehr bekam. Eigentlich ist das wie Folter, nur schlimmer, weil wir ja krank waren oder behindert.

Es hat sich auch nie jemand bei mir entschuldigt, damals nicht und bis heute auch nicht. Jetzt muss auch keiner mehr kommen. Aber ich war ja

viel gewöhnt, und so lebte ich auf der Station und später auch auf dem Gelände, ohne es jemals zu verlassen. Ich habe aber nicht die ganze Zeit geweint oder so.

Die meisten mochten mich, und wenn ich mich nützlich machen konnte, verging die Zeit schneller. Ich machte gerne Späße und bemühte mich, nett und freundlich zu allen zu sein. Aber es ist schon komisch, dass ich so lange da drin war, ohne dass jemals jemand gesagt hat oder auf den Gedanken gekommen ist, dass ich da nicht hingehöre auf die geschlossene Station, ich bin ja nur mal abgehauen. Dann kam die Wende.

Im Griesinger war einiges passiert, wie in der ganzen DDR. Ich hatte gehört und gelesen, dass jetzt alles anders werden sollte. Das gefiel mir, denn auch ich wollte jetzt einmal machen, was ich wollte. Jetzt fühlte ich mich auch eingesperrt und wollte nicht mehr, dass andere alles bestimmten.

Da schrieb ich einen Brief an Walter Momper, den Bürgermeister, die Adresse hatte ich mir aus einer Zeitung herausgeschnitten. Ich schrieb, dass ich rauswollte, dass ich schon so lange dort drin sei und er mir helfen sollte. Den Brief schmuggelte ich heimlich raus, denn ich war sicher, das würde Ärger geben. Den gab es auch, denn Walter Momper hat zurückgeschrieben und gefragt, was denn da los sei. Die Schwestern und Ärzte waren natürlich sehr sauer mit mir, ich kam zum letzten Mal in den Bunker.

Aber als dann der Chef des benachbarten Biesdorfer Heims Grabensprung bei uns war, habe ich ihn auf der Visite angesprochen und ich durfte endlich raus aus dem Griesinger und wohnte nun im Grabensprung.

Hier ging es viel freier zu, mitarbeiten musste ich aber auch hier. Ich glaube, die haben gewusst, dass ich die Leute waschen konnte, und wollten deshalb, dass ich zu ihnen komme. Aber wenigstens habe ich Taschengeld bekommen und durfte raus.

Ich verbrachte die Nacht des 9. November auf der Mauer, trank Sekt und hab gefeiert, das war herrlich. Ein junger Mann hatte mich hochgehoben und ich tanzte oben mit den vielen anderen. In dieser Zeit war ich viel in Berlin unterwegs und durch das Heim lernte ich viele neue Leute kennen.

Nur mit meiner Familie war es blöd. Meine Mutter war gestorben. Die Geschwister lebten zwar noch, teilweise sogar in Berlin, aber wir trafen uns nur zufällig. Sie wollten nichts von mir wissen, nur Rudi interessierte sich für mich. Die anderen hatten geheiratet oder waren unter die Räder gekommen. Hedi hat mich auch einmal besucht und prompt beklaut.

West-Berlin gefiel mir sehr, es war so ganz anders, laut und bunt. Da wollte ich hin. Ich wusste ja jetzt, dass ich, wenn ich etwas wirklich wollte, auch etwas tun musste, damit es klappte. Eine Schwester aus dem Heim half mir, dem Amt zu schreiben. Dass ich anders wohnen wollte und auch arbeiten würde.

Wieder wurde ich untersucht, musste viele Fragen beantworten. Bis der Mann vom Amt sagte: Ja, du bist behindert, darfst aber in einer Wohngemeinschaft leben.

So kam ich tatsächlich in einer Wohngemeinschaft für geistig Behinderte in Kreuzberg unter und fing an, in einer Behindertenwerkstatt, der BWB Süd, zu arbeiten.

Das war nun ein ganz anderes Leben, ich hatte mein eigenes Zimmer, Wohnungsschlüssel und verdiente mein eigenes Geld. Nur die Betreuer waren mir noch zu viel: Warum musste denn jeden Tag jemand in meiner Wohnung sein, um zu gucken, ob ich alles richtig mache? Ich war ja kein kleines Kind mehr, sondern mittlerweile über 40 Jahre alt.

Es musste doch möglich sein, dass ich ohne Aufpasser und Bestimmer sein konnte. Auch die anderen Bewohner der Wohngemeinschaft konnte ich mir nicht aussuchen. Das gefiel mir auch nicht so, denn ich verstand mich nicht mit allen.

Einer zog aus, in seine eigene Wohnung, obwohl ich viel besser den Haushalt im Griff hatte als er! Ich bettelte und schmolte so lange, bis die Betreuer endlich nachgaben und einen Antrag stellten. Der wurde auch genehmigt und 1993 zog ich endlich in meine eigene Wohnung in die Dieffenbachstraße. Ich glaube, ich war noch nie so glücklich. Auch hier

hatte ich Betreuer, aber was der machte, hatte ich lange nicht verstanden. Er kam manchmal, unterhielt sich mit mir und half mir, mich einzurichten und so. Einmal hab ich ihn gefragt, was er eigentlich arbeitet, da hat er gelacht.

Eigentlich war ich viel zu beschäftigt um mich betreuen zu lassen.

Ich ging arbeiten und spielte Theater in einer berühmten Truppe, dem RambaZamba. Bis nach Italien sind wir gefahren mit unseren Stücken! Aber das wurde mir bald zu viel, und ich wollte auch keine Schauspielerin mit den ewigen Proben sein. Ich war viel unterwegs und lernte meinen Kiez kennen. Ich bin auch mal in den Delegiertenrat gegangen, um für die Rechte von Behinderten zu kämpfen.

Aber das war langweilig, immer nur reden, reden, reden und Kekse essen.

Das meiste habe ich auch nicht verstanden. Dann bin ich nicht mehr hingegangen. Ich machte meine Wohnung schön, und bis heute dekoriere ich sie jeden Tag neu mit allem, was schön bunt ist, glitzert oder lustig ist. Dann ist sie manchmal zu voll und wir müssen alles wegschmeißen, was ich nicht mehr behalten will, dann geht es aber immer wieder los, weil ich dann ja auch wieder Platz habe.

Ich liebe Schmuck, Stofftiere, Häkeldecken und Kitsch. Ich baue warme Wohnhöhlen in mein Zimmer, damit ich es gemütlich habe und mich wohlfühlen kann. Das darf ich, weil es meine Wohnung ist, deshalb lässt der Betreuer mich auch in Ruhe.

Meine Geschwister habe ich teilweise wiedergetroffen, Rudi hat mich sogar ein paarmal besucht und mit Annemarie hab ich telefoniert. Die anderen rufen nur an, wenn sie Geld brauchen, aber das gebe ich ihnen nicht, wozu auch, sie versaufen es ja eh!

Als Rudi vor ein paar Jahren starb, durfte ich nicht zur Beerdigung, meine Geschwister meinten, ich wäre zu behindert und ich würde das nicht verkraften. Seitdem habe ich keine Lust mehr, jemanden aus meiner Familie zu treffen.

Ich vermisse sie auch nicht, ich habe schon längst meine eigene Wunschfamilie hier im Kiez. Früher habe ich oft davon geträumt, eigene Kinder zu haben und einen Mann, der nett ist und sich um uns kümmert. Aber das ist nie passiert. Ich hatte ja Männer kennengelernt, aber dann wollte ich nie mitmachen, was die wollten und bin weg. Heute will ich keinen mehr, Gott sei Dank!

Ich bin zufrieden, dass ich mich um keinen Kerl kümmern muss.

Viele von denen haben auch gedacht, die ist behindert, da kann ich machen, was ich will. Aber da haben sie sich getäuscht. Ich hab mich immer gewehrt und mir Hilfe geholt. Einen mochte ich gern, da wäre ich auch geblieben, aber seine Mutter wollte das nicht, ich war zu alt und nicht ihr Typ. So ist es dann gekommen, dass ich alleine bin.

Aber ich kenne viele Menschen, weil ich immer hilfsbereit und lustig bin.

Manchmal bin ich auch auf Leute reingefallen, deshalb habe ich einen Amtsbetreuer, der auf mein Geld aufpasst, meine Miete bezahlt und zu dem ich gehen kann, wenn ich etwas brauche.

Damals haben mich Mädchen mitgenommen und ich musste viele Telefonverträge unterschreiben, sogar ein Auto habe ich gekauft. Sie haben mir einen Papageien versprochen und gesagt, ich dürfte mit niemanden darüber reden, sonst kämen sie und würden mich töten.

Ich hab das aber doch meinem Betreuer gesagt und wir sind zur Polizei und danach hat er eine Amtsbetreuung organisiert.

Mittlerweile habe ich meinen eigenen Papagei bekommen. Den habe ich mir von meinem Ersparten gekauft. Dass die beiden Betreuer da sind, stört mich nicht. Wenn ich sie brauche, rufe ich sie an, und sonst treffe ich sie regelmäßig.

Als mir die Arbeit zu viel wurde, bin ich Rentnerin geworden. Schluss, genug geschuftet, habe ich gesagt. Seit Jahren habe ich ein Hobby, ich bin Mitglied einer Kunstwerkstatt geworden, wo wir Bilder malen und anderen Leuten zeigen, wie man druckt.

Ich bin sogar in einem Buch und habe schon viele Ausstellungen mitgemacht, sogar nach London bin ich mit der Kunstwerkstatt geflogen. Und wir gehen in Museen und zeigen den Leuten, was wir alles sehen und verstehen und erklären ihnen die Bilder. Wenn wir malen, sage ich David, was ich machen möchte, weil ich mir das zu Hause ausdenke. Und dann erklärt er mir, wie es gehen könnte.

Das probiere ich dann aus. Dann kommt er irgendwann und sagt »Stopp. Lass das so, nichts machen« und dann lass ich das auch so.

Wir machen auch viele andere Sachen mit den anderen Klienten aus dem Treffpunkt, einige wohnen auch im selben Haus wie ich. Außerdem habe ich in den letzten Jahren viel nebenan im Altersheim geholfen, vor allem im Café, deshalb kennen mich auch alle Leute. Aber es wurde mir zu viel, und so helfe ich nur noch selten aus. Aber viele sind meine Freundinnen geworden, ich gehe mit ihnen spazieren, hüte ihre Katzen und Hunde, wir essen zusammen und sie sorgen sich um mich.

Ob ich behindert bin oder nicht: ist allen hier egal. Manchmal behandelten mich welche wie ein Kind oder schickten mich herum, dann beschwerte ich mich und der Betreuer sorgte dafür, dass sie damit aufhörten.

Wenn ich mir noch etwas wünschen soll für mein Leben, dann wäre es, noch lange so weiterzuleben wie jetzt.

Ich war immer gesund, aber jetzt merke ich doch, dass ich 68 bin. Und ich bin stolz auf mich, denn ich hab das alles selber geschafft; mit Hilfe, aber ich habe es gewollt und mich nicht mehr kleinkriegen lassen. Ich bin auch viel ruhiger und habe keine Angst mehr. Früher, da hatte ich immer Ängste, eine Störung ist das, hat der Arzt gesagt, aber nu isse weg!

Das hätte ich mir damals, mit dem Kopf im Gas, nicht träumen lassen. Dass ich nochmal so glücklich werden kann.



Mario Herschel

»Ich will mich einsetzen.
Wie mein Vater.«

In meiner Kindheit gab es nicht viel Schönes oder ich erinnere mich nicht mehr.

Ich war viel krank, hatte einen Unfall und auch einen Tumor im Kopf. Deswegen war ich oft im Krankenhaus. Ich habe einen kaputten Fuß. Und im Kinderheim war ich auch mal, ich glaube in Ruhleben.

Geboren bin ich 1956 in Berlin. Ich habe eine Schwester und hatte einen Bruder, er ist gestorben. Außerdem habe ich noch eine Halbschwester, die aber nicht bei uns gelebt hat.

Unser Leben war damals wohl ziemlich kompliziert, weil meine Eltern oft umgezogen sind. Nicht nur von einer Stadt in die andere, sondern auch von West- nach Ostdeutschland und zurück.

Mein Vater war Sozialist und wir sind mit der ganzen Familie in den Osten gegangen, nach Eisenach in Thüringen, zu den Großeltern. Da waren wir auf einem Bauernhof, ich erinnere mich noch an die Schweine und Hühner. Aber wir sind nicht lange dort geblieben und nach Bonn gezogen.

Aber 1961 sind wir wieder zurück in den Osten. Irgendwie hatte mein Vater Probleme gehabt, auch mit der Polizei. Er hat politisch gearbeitet und sich

immer eingemischt. Das war auch in der DDR so. Meine Eltern wurden eingesperrt und wir kamen ins Heim.

Aber sie wurden schnell in den Westen abgeschoben, wir Kinder wurden nach Marienfelde gebracht. Was genau vorgefallen war, weiß ich nicht mehr, vielleicht sind wir auch freigekauft worden von der Bundesregierung. Oder abgeschoben worden. Aber die Familie durfte die DDR auf jeden Fall gemeinsam wieder verlassen.

So sind wir wieder zurück nach West-Berlin. Dort wurde ich auch eingeschult. Ich bin gerne in die Sonderschule gegangen, ich kann lesen, rechnen und schreiben. Ich war ein unkomplizierter Schüler, ruhig, und hatte eine Schulfreundin, die Christel.

Mit meinen Geschwistern habe ich mich als Kind lange nicht gut verstanden, Sie haben mich als Behinderten abgestempelt, auch wegen dem Fuß – und mich oft gehänselt, weil ich so war, wie ich bin. Ich habe nicht immer alles verstanden.

Ich bin geistig behindert. Aber für mich selber waren immer die körperlichen Einschränkungen schlimmer. Der Tumor im Kopf wurde zwar operiert und entfernt. Der Oberschenkelhalsbruch und vor allem das kaputte Gelenk, wegen dem ich den Fuß nicht richtig bewegen kann, blieben Dauerschäden. Ich konnte nie richtig laufen und jeder konnte das sehen.

Das Sprunggelenk ist futsch, ich muss einen Spezialschuh tragen. Auch das Bein habe ich mir noch einmal gebrochen, seitdem muss ich immer wieder Krücken benutzen, wenn der Schmerz zu stark wird. Jetzt sind noch Depressionen dazugekommen.

Warum ich geistig behindert bin, weiß ich gar nicht genau. Meine Mutter hatte Medikamente genommen, als sie schwanger war, glaube ich. Alkohol getrunken hat sie aber nicht. So weiß man auch nicht, was ich habe. Nur was im Ausweis steht: »Schwerbehindert«.

Ich war gerne bei meinen Eltern. Sie haben aber nicht immer zusammen gelebt, obwohl sie immer verheiratet blieben. Mein Vater war Bootsbauer, hat aber auch andere Berufe gehabt. Zuletzt war er Arbeiter in einem

Chemie-Betrieb. Er war auch Journalist und in der Sozialistischen Einheitspartei Westberlin, der SEW. Er hat für deren Zeitung »Die Wahrheit« Artikel geschrieben. Meine Mutter war Köchin.

Ehrlich gesagt: Ich wäre gern Chemischer Reiniger geworden, wie meine große Schwester. Aber daraus ist nichts geworden.

Mein großes Problem: Ordnung halten. Ich war ein Messi! Schon als Kind habe ich gesammelt, alles Mögliche. Es wurde dann immer mehr: Erinnerungsstücke, Technik, aber auch vieles, von dem ich gar nicht mehr wusste, warum ich es aufgehoben habe.

Als ich mit Carola zusammengewohnt habe, habe ich alles in meinem Zimmer gehabt und niemand hineingelassen, aber die Küche und Carolas Zimmer waren noch okay.

Als ich dann alleine war, konnte ich gar nichts mehr wegschmeißen. Meine Wohnung füllte sich immer mehr und ich habe mich auch nicht mehr wohlfühlt. Die Betreuer haben damals gesagt: Du kannst nur umziehen, wenn du dich von Sachen trennst.

Das war ein Kampf! Monatelang haben wir sortiert und seitdem habe ich es geschafft. Ich glaube, dass das eine meiner größten Leistungen ist: dass ich jetzt kein Messi mehr bin. Da muss es in meinem Gehirn gearbeitet haben.

Ich habe noch viele Papiere, aber die brauche ich, denn ich bin Mitglied im Berliner Rat und auch in der SPD. Da waren meine Eltern auch Mitglied.

Ich möchte mich informieren, deshalb höre ich auch so viel Radio, auch unterwegs mit meinem Transistor. Ich will mich einsetzen, wie mein Vater. Im Berliner Rat der Lebenshilfe vertreten wir die Interessen der Menschen mit geistiger Behinderung und setzen uns für ihre Rechte ein.

Dort bin ich wegen meinem Freund Alois Braunsdorf gelandet. Der ist leider vor kurzem verstorben. Ich hab ihn früher begleitet, wenn er als Delegierter der Lebenshilfe nach Marburg gefahren ist. Und später bin ich selbst in den Berliner Rat gewählt worden.

Wir bearbeiten dort mit Hilfe von Assistenten Themen, die für uns wichtig sind. Der Vorstand und die Geschäftsführung der Lebenshilfe beraten sich mit uns. Zum Beispiel, wenn es um das neue Teilhabegesetz geht, um Geld und Rechte. Ich bin stolz darauf, dort Mitglied zu sein.

Wir haben auch schon viel erreicht, zum Beispiel ist jetzt einer aus dem Berliner Rat nun im Vorstand der Lebenshilfe und vertritt die Interessen der Klienten. Ich war auch bei People First, Nueva und den Delegiertentreffen – alles Gremien der Selbstorganisation. Aber das wurde mir mit der Zeit zu viel. Ich konzentriere mich auf den Berliner Rat.

In der SPD bin ich, weil sie die Partei der kleinen Leute ist und sich für die Schwächeren einsetzt. Ich bin aktives Mitglied im Ortsverband und setze mich auch dort für die Teilhabe von Behinderten ein. Auch der Wohnungsbau interessiert mich sehr, damit jeder noch in Berlin wohnen kann. Die Genossen sind freundlich zu mir und behandeln mich wie jeden anderen auch.

Ich bin in der Evangelisch-Freikirchlichen Gemeinde Berlin-Kreuzberg. Ich bin durch meine Schwester und meinen Bruder zum Glauben gekommen. Die gingen dort in die Sonntagsschule, und dann bin ich mitgegangen und habe mich taufen lassen. Mein Vater war damals Kommunist, der hat an nichts geglaubt.

Die Gemeinde ist wichtig für mich, die Gemeinschaft ist immer für mich da. Die Leute da haben mir auch meine erste Arbeitsstelle besorgt. Ich habe in einem Krankenhaus in Wannsee als Krankenpflegehelfer gearbeitet, richtig angestellt und mit eigenem Geld. Ich habe auch dort ein Amt, ich zünde die Kerzen an vor dem Gottesdienst.

Die Brüder haben sich um mich gekümmert, als meine Familie nach Bayern gezogen ist und ich alleine in Berlin blieb. Meine Schwester hatte ihren Mann kennengelernt und zog aus Berlin fort.

Sie hatte damals eine Wohnung in der Arndtstraße, neben der von meiner Mutter. Die habe ich dann übernommen, weil ich in ihrer Nähe sein wollte. Ich war schon vorher bei Mutter ausgezogen, aber nur, weil ich musste. Sie

hat Sozialhilfe beantragt und meinte, es wäre besser, wenn ich meine eigenen vier Wände hätte. Vater wohnte da schon nicht mehr bei ihr sondern in Tegel. Er ist schon 1970 gestorben, an Krebs.

Ich habe mir über einen Makler eine Wohnung in der Kreuzbergstraße gemietet. Die habe ich von meinem Gehalt selbst bezahlt!

Dann kam das Jahr 1986 und alles wurde anders. 30 Jahre war ich da alt. Meine Mutter zog zu meiner Schwester nach Bayern, Mein Bruder war freiwillig bei der Bundeswehr und ging auch fort. Ich blieb in der Arndtstraße zurück.

Ein Gemeindemitglied hatte die Vormundschaft für mich übernommen, man befürchtete, dass ich nicht gut zurechtkommen würde.

Er hat einen Platz für mich in Bethel gesucht. Sie haben meinen Arbeitsplatz im Krankenhaus gekündigt und auch den Mietvertrag für die Arndtstraße. Er hat mich mit dem Auto persönlich dort hingefahren. So kam ich nach Bielefeld. Das war aber ein Heim und das gefiel mir nicht. Ich war das nicht gewohnt und vorher ja sehr selbstständig. Man hatte mich überhaupt nicht gefragt!

Es waren viele Menschen dort, viele, die schwerer behindert waren als ich. Ich wollte dort wieder weg und habe das auch meiner Mutter gesagt und in Briefen geschrieben. Die hat mich dann zwar aus Bethel herausgeholt, wollte aber nicht, dass ich bei ihr wohne. Ich bin dann wieder zurück nach Berlin, ein Mitglied der Gemeinde nahm mich auf. Die Kirchengemeinde besorgte mir eine neue Unterkunft und einen Ausbildungsplatz im Berufsbildungszentrum, wo ich verschiedene praktische Fähigkeiten erlernte. Das war eine Maßnahme für ein Jahr. Dann musste ich ins Männerheim.

Ich habe später in einer Werkstatt für Behinderte gearbeitet. Das war das Wohnstättenwerk im Grunewald, wo ich auch gewohnt habe. Ich war damit ganz zufrieden.

Dort lernte ich dann Carola kennen, sie hat auf derselben Gruppe wie ich gearbeitet. Sie gefiel mir sofort sehr gut. Eines Tages habe ich mich getraut und sie angesprochen.

Sie war DIE Liebe meines Lebens. Carola wollte mich heiraten, das war schön. Wir waren von 1988 bis 2000 zusammen.

Wir sind dann zusammengezogen, wir haben eine schöne große Wohnung in Reinickendorf bekommen und hatten einen gemeinsamen Einzelfallhelfer. Das lief nicht immer so gut: weil ich auch manchmal wütend war, besonders, wenn man mir Vorschriften machen wollte oder mich nicht ernstgenommen hat. Ich mag es nicht, wenn man sich über mich lustig macht.

Wir sind dann zur Lebenshilfe gewechselt, damit jeder seine eigene Betreuung hat. Der Einzelfallhelfer hat sich auch wohler gefühlt, weil er so Kolleginnen bekommen hat.

Es störte mich zwar sehr, dass Carola immer mit anderen Männern ging, aber wir waren verlobt und ich wollte sie nicht verlieren. Zwölf Jahre waren wir zusammen, eine ganz schön lange Zeit. Ich hätte gerne eine Familie mit ihr gehabt, ich wurde auch einmal wegen ihr aus der Gemeinde ausgeschlossen, weil wir zusammengelebt haben, ohne verheiratet zu sein und sie nicht in der Kirche war. Aber ich habe zu ihr gehalten und bin erst wieder in die Kirche gegangen, als sie sich von mir getrennt hatte.

Carola hat mich verlassen und ist zu einem anderen gegangen. Das konnte ich lange nicht begreifen und habe auch lange getrauert, aber es hat nichts genutzt. Verstanden hab ich das nie, der andere war nicht gut für sie und auch nicht nett zu ihr.

Ich musste aus unserer gemeinsamen Wohnung ausziehen, weil sie für mich zu teuer war und bin nach Kreuzberg gezogen. Ich war dann wieder ganz alleine.

Meine Familie war schon lange auseinander gebrochen. Zuerst starb mein Vater, dann meine Mutter. Sie ist jetzt auch schon lange tot.

Ich bin damals zur Beerdigung mit dem Zug gefahren und hatte keinen Schlafplatz. Ich habe eine Nacht auf einem Bahnhof in Bayern verbracht und bin dann zurück nach Berlin.

Auch mein Bruder starb vor ein paar Jahren. Ich hatte ihn lange nicht gesehen und bin extra zum Bezirksamt gegangen, um seine Adresse herauszufinden. Ich wollte wieder Kontakt zu ihm haben. Ich hab ihn dann auch getroffen, am Heinrichplatz in Kreuzberg. Er war Alkoholiker und hat sich nicht für mich interessiert. Das war traurig.

Danach haben wir uns nicht mehr getroffen. Meine Schwester sehe ich regelmäßig, meistens an Weihnachten. Sie lebt mit ihren Kindern und meinem Schwager schon lange wieder in Berlin. Mit den Kindern verstehe ich mich gut und mein Schwager besucht mich sogar manchmal. Zu meiner Halbschwester habe ich keinen Kontakt. Sie wollte mit unserer Familie nie etwas zu tun haben.

Lange habe ich mich sehr einsam und unglücklich gefühlt, ich bin nicht gerne alleine. Jetzt weiß ich, dass das von den Depressionen kam.

Ich bin Frührentner, meine Gesundheit hat es nicht zugelassen, dass ich weiter arbeiten gehe. Ich konnte nicht mehr so und war gestresst. Zwar habe ich etwas weniger Geld, kann aber ausschlafen und habe Zeit für meine Verpflichtungen. Mittlerweile kommt auch ein Pflegedienst zu mir und hilft.

Ich fühle mich aber wohl, so wie es jetzt ist. Berlin ist meine Heimat – und der Ort, an dem ich mich immer am wohlsten gefühlt habe.

Ich habe eine eigene Wohnung, Freunde im Haus und im Treffpunkt. Es gibt einen Amtsbetreuer, der sich um meine Angelegenheiten kümmert. Und Betreuer, die mich unterstützen und mit mir etwas unternehmen. Ich gehe gerne zum Fußball, male in der Kunstwerkstatt und fahre Fahrrad. Ich gehe trotz allem immer noch zur Kirche, ich verdanke ihr viel. Ich habe viele wichtige Aufgaben in der Lebenshilfe und eine Menge Termine. Ich habe viel gelernt und viel geschafft, trotz meiner Behinderungen. Und ich habe noch einiges vor und will richtig alt werden.



Kersten Wolter

»Dann hieß es: So, das reicht jetzt, das Wolterle kann gehen.«

Geboren bin ich in Berlin. Meine Mutter war aber wohl nicht fähig, mich zu erziehen. Und so kam ich zum ersten Mal ins Heim, irgendwo nach Westdeutschland.

Später kam auch meine Schwester hinzu. Mein Vater ist damals gestorben, eigentlich kenne ich ihn nicht.

1974, da war ich neun Jahre alt, holte mich meine Oma zu sich und versuchte, mich mit Strenge zu erziehen. Sie lebte in Berlin mit meinem Onkel zusammen. So kam ich wieder zurück.

Das war keine schöne Zeit, ich war einfach nicht so, wie sie es gerne gehabt hätte, da half keine Prügel. Sie behauptete, ich würde klauen und Sachen kaputtmachen.

1975 gab sie mich ins katholische Heim Neukölln. Dort gab es aber auch nur Probleme. Von da aus kam ich ins evangelische Johannesstift.

Ich weiß nicht viel darüber, wer das bestimmt hat oder wer für mich verantwortlich war. Ich habe einmal versucht, mich darüber zu informieren, konnte aber nichts in Erfahrung bringen, weil alle alten Akten im Johannesstift vernichtet waren.

Dort war es gut. Der erste Ort, an dem es ruhig war und ich mich wohl fühlte. Dort gefiel es mir, ich wäre gerne geblieben. Es war allerdings ein Kinderheim und ich musste es verlassen, als ich volljährig wurde.

Von 1986 bis 1989 war ich im Birkenhof, einer anderen Einrichtung, aber auch vom Johannesstift.

Vor einigen Jahren ist meine Mutter gestorben, da habe ich zum ersten Mal wieder von ihr gehört. Sie hat einmal versucht, mich zu sich zu holen, da ging es ihr aber nur ums Kindergeld, und die Erzieher rieten mir damals ab. Danach habe ich sie nie mehr gesehen, sie schien sich nicht mehr für mich zu interessieren.

Ich musste die Beerdigung regeln, sie hat ein anonymes Begräbnis in Mariendorf bekommen. Das Erbe habe ich sicherheitshalber ausgeschlagen, es waren bestimmt nur Schulden.

Dabei habe ich dann wieder Kontakt zu meiner Schwester gehabt, sie ist aber nicht gekommen. Sie ist wohl genauso kontaktscheu wie ich und außerdem hatte sie wohl ein schlechtes Gewissen. Vor Jahren hatte sie mir mal geschrieben, als sie ein Kind erwartete. Ich weiß nicht, wie ich das anstellen soll, sie zu treffen und wie ich mich mit ihr unterhalten soll.

Aus meiner Sicht hat damals das Jugendheim falsch gehandelt, als es uns im Heim getrennt hat. Ich muss zugeben, dass ich auch nicht immer nett zu ihr war, aber das Leben im Heim war ja auch kein Zuckerschlecken. Ich habe sie sogar ein paar Mal geschlagen. Das tut mir bis heute sehr leid.

Von damals hatte ich nur noch Kontakt zu meinem Schulfreund Rudi, der ist aber an Epilepsie gestorben. Seine Familie hat mich zur Beerdigung eingeladen. Die war richtig feierlich und alle waren sehr freundlich zu mir. Sogar die Anreise und Übernachtung haben sie organisiert.

Ich habe gedacht: Das müsste mich viel mehr berühren, weil ich Rudi wirklich gern gemocht habe, aber vielleicht bin ich durch meine ganzen Horrorfilme zu abgebrüht.

Schön war es für mich, als die Mauer fiel, da bin ich ab und zu in die DDR gefahren und habe meine Sozialhilfe auf den Kopf gehauen. Damit war aber Schluss, als die Wiedervereinigung kam.

Geträumt habe ich davon, dass ich einen technischen Beruf ergreifen könnte, etwas mit Schaltern und Knöpfen. Oder Brauer oder Mälzer. In der Schule habe ich dann gesagt: Ich will Dreher werden.

Da muss man aber auf den hundertstel Millimeter genau sein, das war nichts für mich ... Ich war zu ungenau und konnte auch nicht so gut rechnen.

Die Schule habe ich auch nicht auf die Reihe bekommen, ich bin ohne Hauptschulabschluss abgegangen, um in einer Einrichtung ein Berufsbefähigungsjahr zu machen. Letzten Endes bin ich dann aber doch in einer Behindertenwerkstatt gelandet.

Im Heim war ich bis 1989. Dann war ich kurz in einer Wohngemeinschaft der Lebenshilfe zum Probewohnen. Ins betreute Einzelwohnen bin ich nicht freiwillig gegangen, sondern weil ich Schwierigkeiten in der Wohngemeinschaft bekommen hatte. Ich wollte nie alleine wohnen. Aber ich war sehr an einer Mitbewohnerin interessiert und bin ausgerastet. Dazu kam, dass die andere Mitbewohnerin mich offensichtlich nicht leiden konnte. Ich musste dann erst in die Herberge und von da aus ins betreute Einzelwohnen am Klausener Platz, weil ich die Probe nicht bestanden hatte. Es hieß, ich wäre nicht gemeinschaftsfähig.

Das war traurig für mich. Ich war in der ersten Zeit oft unglücklich und habe gedacht: Ich sitze mal wieder tief in der Scheiße.

Im Kinderheim war es noch gut gewesen. Aber als ich dann zu alt war und in den Birkenhof umziehen musste, kam ich ziemlich unter die Räder. Meine Mitbewohner waren der Ansicht, dass ich mich zu sehr für kleine Mädchen interessiere, und quälten mich.

Davon habe ich mich lange nicht erholt. Meine Haltung zur Hygiene wurde extrem: Weil ich mich selbst aufgegeben hatte, hatte ich auch aufgehört,

mich zu pflegen und aufzuräumen. Bis heute weiche ich Mädchen lieber aus, weil ich befürchte, jemand könnte denken, ich sei pädophil.

Ich hatte Angst vor draußen. Ich wollte nicht alleine sein. Aber dann kam es genauso, wie ich es befürchtet hatte. Vom Klausener Platz ging es in den Wedding, weil der Vermieter mich nicht mehr in der Wohnung haben wollte und ich eine Wohnung von einer Klientin übernehmen konnte, die verstorben war. Ansonsten wäre ich wohl obdachlos geworden.

Ich war zu der Zeit manchmal Gast in einem besetzten Haus, das war ganz interessant, aber nichts für mich, da wäre ich nicht zurechtgekommen. Die Leute waren zwar nett zu mir, aber ich konnte nicht begreifen, was man dort durfte und was nicht. Ich verstand ihre Regeln nicht.

Im betreuten Einzelwohnen habe ich angefangen, mir wieder Sauberkeit und Hygiene anzutrainieren, das war ganz schön hart.

Aber ohne Sauberkeit geht es einfach nicht! Angefangen haben wir damit, dass ich, wenn der Betreuer kam, unter die Dusche ging und er in der Zwischenzeit mit einem Straßenbesen alles in der Mitte des Zimmers zu einem Riesenhaufen zusammengeschoben hat. Den haben wir dann sortiert, wie Aschenputtel. Einmal ist der Besen dabei sogar zerbrochen. Aber jetzt dusche ich täglich und räume regelmäßig mit den Betreuern auf.

Ich habe lange in derselben Wohnung gewohnt, aber irgendwann wollte ich umziehen, weil ich mich in der Gegend nicht mehr wohl fühlte und es auch im Haus nicht mehr schön war.

Ein Bewohner hatte mich bedroht und der Hausverwalter hatte hernach beim Amt gestänkert, als er einmal unangemeldet in meiner Wohnung stand. Der sozialpsychiatrische Dienst kam dann auch, fand es bei mir aber gar nicht so schlimm.

Die Wohnung, in der ich jetzt lebe, befindet sich auch im Wedding, in der Nähe eines Treffpunktes. Sie gefällt mir gut. Ich bemühe mich, das Chaos in Grenzen zu halten. Die von der Sozialstation helfen mir dabei.

Ich habe als Kind schon gemerkt, dass ich eine komische Auffassungsgabe habe. Dass ich mich nicht immer richtig verhalte. Ich bin cholerisch und raste aus, aber ich verärgere ja niemand mit Absicht und bin auch nicht böartig.

Ich bin überall rausgeflogen, auch auf der Arbeit in den Behindertenwerkstätten. Ich wollte auf den Meister losgehen, weil der mich so gereizt hat. Dann hieß es: So, das reicht jetzt, das Wolterle kann gehen!

Ich hatte aber sowieso keine Lust, für so wenig Geld den ganzen Tag so eine blöde Arbeit wie Ketchuptüten befüllen zu machen. Eine Stelle, die mir gefiel, habe ich dann mit meinem Betreuer gefunden: als Zeitungsausträger.

Das einzig Dumme war, dass es sich um eine Sieben-Tage-Woche handelte und ich bis nach Mariendorf fahren musste. Die Stelle habe ich verloren, weil ich zweimal den Schlüsselbund verloren habe. Ich bin aber sicher, dass mich da die Kollegen hereingelegt haben.

Mit dem Hartz IV kam ich nicht zurecht, ich musste mich mit dem Arbeitsamt herumschlagen. Die behaupteten, ich wäre nicht vermittelbar. Obwohl ich doch arbeitete. Die haben dann alle auf mich eingeredet, bis ich die Betreuung akzeptiert habe.

Danach habe ich in Pankow angefangen und nun arbeite ich im Wedding. Zu Beginn haben viele nicht geglaubt, dass ich so lange durchhalte – pünktlich und zuverlässig zur Arbeit gehe. Aber das war perfekt für mich, weil ich nachts sowieso nicht schlafen konnte oder wollte.

Ich hatte immer Angst vor Alpträumen. Jetzt gehe ich zu einem Psychologen, seitdem geht es besser. Ich spreche mich da nach Herzenslust aus, der darf ja nichts sagen. Eigentlich sollte ich wegen meiner Ausraster dahin – ich hatte es bei meinen Betreuern übertrieben. Aber der Psychologe tut mir wirklich gut.

Für mich und alle anderen ist es eine große Erleichterung, dass ich nun eine rechtliche Betreuerin habe. Sie hat mir auch sehr geholfen, beim Umzug, mit dem Arbeitsamt und der Grundsicherung. Ich verwalte mein Geld trotzdem selber, sie guckt nur drauf und vertritt mich, wenn es notwendig ist.

Ich bin gerne unter Leuten und bei Veranstaltungen. Nur auf Partys gehe ich nicht. Ich kann es nicht ertragen, wenn sich Leute über mein hölzernes Geieere beim Tanzen lustig machen. Daher gehe ich nie tanzen, obwohl ich dazu Lust hätte. So eine richtige Silvestersause würde ich gerne einmal mitmachen – wenn die Leute tolerant wären. Früher habe ich mehr getrunken und auch regelmäßig. Aber als ich dann soweit war, Bier zum Frühstück zu trinken und zudem mal bei einer Vorsorgeuntersuchung war, habe ich damit aufgehört. Wenn ich mir mal was gönne, dann ein Bier oder einen süßen Wein. Andere Drogen habe ich nie probiert.

Ich gehe regelmäßig zu Fortbildungen zu Sexualität und bin auf einer kostenlosen Seite mit einem Profil. Bei den teuren Partneragenturen wie Parship und so bin ich nicht, und auch nicht bei den Kontaktanzeigen der Lebenshilfe. Denn ich suche eine nichtbehinderte Partnerin. Es ist schwierig, das weiß ich. Ich habe natürlich überhaupt nichts gegen behinderte Frauen. Aber ich glaube, ich würde eine »Normale« vorziehen, da käme ich besser zurecht. Ich weiß aber ja auch gar nicht, was ich dann machen soll und wäre bestimmt überfordert.

Ich gucke viel Schweinkram und Hefte. Aber ich weiß, das ist nicht die Realität. Ich spiele auch gerne Spiele an der Konsole oder online, zum Beispiel »Force of Empire«. Das ist neben den Heften mein Hauptzeitvertreib.

Oft stelle ich mir auch vor, wie alles sein sollte. In diesen Fantasien bin ich der Ritter auf dem weißen Pferd. Oder mächtig und böse: Ich entführe Frauen und quäle meine Feinde. Ich habe Unmengen Geld und Männer, die mir gehorchen. Ich mache, was ich will und keiner kann etwas dagegen tun!

Mit solchen Träumereien kann ich viel Zeit verbringen.

Manchmal habe ich auch so Fantasien, dass ich zu den Mormonen gehe und viele Frauen habe. Zuletzt habe ich mich für eine Frau interessiert, die ich auf einem Kirchentag kennengelernt habe. Es ist nichts draus geworden – die war zu jung und auch nicht an mir interessiert, da hatte ich mir wohl was eingebildet.

Mehr als alles andere träume ich davon, eine Partnerin für mich zu finden. Aber je mehr ich das will und je älter ich werde, desto schwieriger scheint dies zu sein. Ich hatte noch nie eine Freundin – und bei meinen Ansprüchen bleibt das vielleicht auch so. Aber ich hoffe schon noch, dass es irgendwann klappt.

Ich bin Mitglied in einer Gemeinde. Zu Kirchentagen fahre ich immer, wenn es sich einrichten lässt. Ich habe Vertrauen zu dem Pfarrer und unterhalte mich mit ihm. Er hat mir auch bei der Beerdigung meiner Mutter geholfen.

Ich reise gerne, aber nicht so oft und so weit weg, wie ich eigentlich möchte. Ich würde mir gerne mal die USA angucken, aber dort leben will ich eher nicht. Auch nach Australien würde ich gerne mal reisen, am besten mit Betreuern. Wenn ich mal im Lotto gewinne, mache ich das! Aber leben möchte ich in Berlin, hier kenne ich mich aus und fühle mich sicher.

Ich wünsche mir ein besseres Verhältnis zu meinen Verwandten, besonders zu meiner Schwester. Ich weiß nur, dass sie zwölf Jahre in einer Familie gelebt hat, dann ihren Mann kennengelernt und ein Kind bekommen hat. Da hat sie sich auch bei mir gemeldet. Ich glaube, sie hat ein schlechtes Gewissen gehabt, weil sie dem allen entgangen ist und ich eben nicht. Schade, dass wir damals den Kontakt verloren haben.

Meinen Halbbruder würde ich auch gerne einmal treffen, aber vielleicht interessiert er sich ja gar nicht für mich.

Ob und inwiefern ich geistig behindert bin, weiß ich nicht. Ich habe mich mal dafür interessiert, den Schwerbehinderten-Ausweis mit 100 Prozent zu erhalten. Dann hätte ich wenigstens einige Vergünstigungen bekommen, aber das habe ich nicht hinbekommen. Der Arzt war der Meinung, ich sei nicht behindert genug. Das stimmt auch: In meinem Alltag merke ich nur noch selten was von einer Behinderung, mir ging es um die Vergünstigungen.

Ich hätte gerne etwas mehr Geld. So ist es immer etwas knapp. Und wenn ich ein paar Sachen billiger oder umsonst nutzen könnte, wäre das schön.

Am wichtigsten wäre, nicht mehr alleine zu sein.



Dieter Körner

»Ich habe alle Farben und Bilder im Kopf, das kann man laut sagen.«

Ich habe sieben Geschwister: Walter, Günter, Peter, Gisela, Brigitte. Die anderen haben falsche Namen angegeben, sodass ich ihre richtigen nicht kenne.

Ich bin aus Berlin und 1935 bin ich geboren. Als ich klein war, bin ich mit meiner Mutter spazieren gegangen, ich bin immer viel spazieren gegangen, das stärkt die Muskeln und die Augen. Man sieht viel, zum Beispiel Bäume.

Kann man sagen, dass die Bäume wichtig sind? Man muss es sagen! Wegen dem Sauerstoff, den machen die Bäume aus dem Qualm in der Stadt, auch von den Autos. Geraucht hab ich immer, kann man ja machen, ist sogar wichtig. Jetzt gibt es mehr Bäume als früher in Berlin.

Meine Mutter hat mich damals absichtlich in einem Krankenhaus gelassen, ich wurde untersucht, vor allem die Augen. Stillsitzen musste ich, mehr weiß ich nicht.

Aber ich kann drei, vier Kilometer weit sehen, kein Problem.

Wie ich dann nach Hause gekommen bin, weiß ich nicht mehr. Mit einer Parade vielleicht, die hatten eine Wache in der Danziger Straße und haben mich mitgenommen.

Wir haben in der Ostseestraße gewohnt. Mein Vater war Elektriker und auf Montage und kam nur zu Besuch und blieb später im Westen. Dann kam einer, der spielte den Vater, war es aber nicht.

Meine Mutter war Näherin, Spezialistin und hat sich gekümmert. Alle anderen sind weg, ich bin geblieben. Wir hatten zwei Zimmer, eins für die Kinder, eins für Mutter.

Ich war im Kindergarten und später in der Schule in der Dunckerstraße, dritter Stock, Hilfsschule.

Einen Schulfreund hatte ich auch, Horst M.

Warum ich dort war, hat mir keiner gesagt, aber die Lehrer waren freundlich und streng. Sie haben mir so manches beigebracht, Lesen, Rechnen, alle Dinge, auch Kunstmaler.

Ich war nie in einem Heim oder so, einmal hat eine Ärztin zu meiner Mutter gesagt: »Den Dieter nehmen wir mit, der muss untersucht werden!«

Manchmal war ich in Fürstenwalde bei meiner Tante. Dort gab es Karnickel, die waren bald einen Meter groß. Dass es so etwas gibt. Manchmal habe ich bei Frau Malicke gewohnt. Aber ich bin immer zu meiner Mutter zurückgekommen.

Es gab auch Krieg und Bomben, dann sind wir in den Keller. Das war ein Lärm! Und warum pfeifen die Bomben? Das kann man nicht wissen! Die pfeifen und wir sind unten und sehen nix!

Die Nazis hab ich dafür aber gesehen, mit Uniform und Fahnen, aber ich durfte nicht mitlaufen.

Dann war der Krieg aus und die Russen da. Russisch kann ich auch: Добрый день!, один,два, три,мама, Я люблю тебя.

Frau Malicke hat mich mit ins Bett genommen, wenn ich bei ihr war, das waren so Geschichten... Es gab aber auch Kaffee und Kuchen und Küsschen, aber ich bin zurück zu Mutter.

1951 habe ich im Schlachtplatz angefangen, in der Darmspülerei auf dem Schlachthof. Geld habe ich auch verdient; wieviel, kann ich nicht sagen. Ich habe auch mal Wurst gemacht, aber meistens Därme gespült auf dem Schonplatz. Rinderdärme, Schweinedärme, haben wir geschleimt, alles.

Ich hätte lieber was in der Verwaltung gemacht und geschrieben. Das mache ich gerne, 16 bis 18 Seiten schreiben, kein Problem, oder Schriftsteller, auch ein schöner Beruf.

Aber die vom Schlachthof waren freundlich, oder sagen wir mal so: Die waren groß und mit denen haben wir getrunken. Schampus und solche Sachen. Ich war ja immer einkaufen für Mutti, da gab's auch Bier.

Vor ein paar Tagen ist Mutter dann gestorben, da waren dann aber alle schon weg. Man weiß nicht, warum, das ist ja die Scheiße. Muss mal so gesagt werden! Meine Geschwister hab ich nicht mehr gesehen, es gibt aber noch welche. Die haben alle Wohnungen gekriegt. Ein-Zimmer-Wohnungen, Zwei-Zimmer-Wohnungen, aber auch Häuser und sogar Geschäfte. Die Gisela war Verkäuferin im Konsum.

Einmal haben wir meine Schwester auf der Straße getroffen und wenn man in Weißensee spazieren geht und leise ist, kann man meinen Bruder sehen, der wohnt da.

Ich hab ja nie woanders gewohnt. Irgendwann war der Schlachthof zu und ich bin zu Hause geblieben.

Dann ist Renate K. gekommen, die kannte ich, und hat gesagt, wir gehen aufs Amt, da gibt es Geld. Es war das andere Geld, gibt's jetzt auch nicht mehr. Braucht man Geld? Jawohl! Man muss ja einkaufen, Brot und Schnaps auch.

Die Renate, die war auch so ein Pflümchen, wie die Christel vom Schlachthof, wir haben so allerlei zusammen gemacht. Gibt es alles! Die Dora wollte auch mitkommen zu meiner Mutter, aber die war so groß. Die Arbeitskollegen waren ja alle untereinander verliebt.

Es gab auch mal einen Richter, der kam und wollte meine Muskeln sehen. Gibt es das, dass ein Mensch Kräfte hat wie ich? Der Richter wollte, dass ich in ein Krankenhaus gehe, weil ich zu wenig esse, aber das konnte ja nicht sein. Er ist dann gegangen und hat einen Brief geschrieben.

Die Frau Salomon kam deswegen und kümmerte sich um allerhand, und später bin ich dann nach Moabit in ihr Büro einmal im Monat.

Ich bin viel untersucht worden in meinem Leben, von Doktoren und Professoren, wegen meiner Körperwärme, ich musste immer viele Wickel tragen. Ich habe auch viel geschrieben, Briefe und Bücher und viel ferngesehen. Ich bin Künstler, Wissenschaftler, Architekt und manches andere. Jetzt aber Ruhe davon!

Ich habe den Haushalt immer selbst besorgt, Mutter hat mir's beigebracht. Ich habe alles so gemacht, wie sie es mir gezeigt hat. Irgendwann war sie nicht mehr da, wohin sie gegangen ist, weiß ich nicht.

Ich bin in der Wohnung geblieben. Ich bin gut zurechtgekommen, hatte ja auch einen Haushaltstag, bin einkaufen gegangen und zur Arbeit. Ich hab auch Lotto gespielt und 60 Mark gewonnen.

Ich kann ja alles. Trotzdem sollten mir Betreuer helfen. Es wurde ja auch vieles anders, die Autos, Geschäfte und alles. Dann kam die Kleine und so manche andere, mit denen bin ich spazieren gegangen und hab ihnen geholfen beim Einkaufen, bin zu den Ärzten gegangen. Wir haben viel gemalt. Ich habe alle Farben und Bilder im Kopf, das kann man laut sagen. Den Rest weiß ich nicht mehr.

Später musste ich umziehen, die Betreuer sagten, ich hätte zu viel Wasser laufen lassen, aber das musste ich ja, um die Rohre zu beruhigen.

Wasser muss fließen, das ist wichtig. Und das Wetter muss man ändern, haben sie im Radio gesagt. Die sind gut was, wie soll das denn gehen? Die Tiere, die könnten das deichseln...

Ich bin dann umgezogen, jetzt wohne ich mit Alfred zusammen, in Kreuzberg. Vermissen tue ich eigentlich niemanden. Wir kriegen viel Besuch und gehen zusammen spazieren oder Kaffeetrinken.

So, Schluss! Ich bin jetzt über 80 Jahre alt und hab genug erzählt.



Herbert Meyer

»Manchmal merke ich, dass ich auch wie mein Vater bin.«

Geboren bin ich am 15. Juli 1944 als Sohn von Otto Gotthilf Meyer und Elsa Meyer, geborene Tieme.

Mein Geburtsort ist Farnstädt, ein kleines Dorf im Kreis Querfurt bei Halle. Ich bin also ursprünglich aus Sachsen-Anhalt. 1947 kam meine Schwester Angela Reinhild hinzu. Eigentlich bin ich also ein Landmensch.

Wir sind, als ich noch klein war, nach Rothenschirmbach umgezogen, ein Nachbarort, wo unsere Verwandtschaft lebte.

Ich kann mich nicht genau erinnern, aber es muss wohl so gewesen sein, weil ich dort erst eingeschult worden bin. Ich erinnere mich auch an die Zuckertüte meiner Schwester.

Es war eine Dorfschule, wo die Kleineren mit den Größeren zusammen lernten, dort wohnten wir mit den Eltern meines Vaters zusammen.

Ich hatte eine schöne Kindheit. Nur schade, dass ich keine Musik machen durfte.

Eines Tages, Vater war mit Mutter unterwegs, mussten wir zum Spritzenhaus. Dort wartete ein Lkw und nahm uns mit. Wir sind nach Berlin gefahren und dann von Tempelhof nach Hannover mit dem Zug nach

Heinsberg ins Lager. Von dort nochmal ins Flüchtlingslager Solingen. Wir waren also aus der DDR geflohen.

Wir sind dann nach Pforzheim gezogen, ins Schwabenland. Als Sachsen! Schwaben sind unfreundlich zu Flüchtlingen.

Mein Vater fand Arbeit als Schaffner meine Mutter bei Uhrenfabrik Laco in Pforzheim. Dort kam ich auf 1955 auf die »Eselsschule«. Die Hilfsschule, wo ich blieb, bis ich 15 Jahre alt war.

Nachmittags musste ich in den Hort. Das hat mir nicht gefallen. Ich habe mich als Kind nicht wohlgefühlt in meiner Haut und hatte oft traurige Gedanken. Das war 1959, zwischendurch wurde ich auch mal stationär aufgenommen, kann mich aber weder an den Grund, den Ort noch an die Zeit erinnern.

In der Schule war ich nicht gut, aber ruhig und höflich. Nach der Schule wurde ich Hilfsarbeiter, zuerst Gärtner. Die Arbeit gefiel mir eigentlich, aber die Gärtnerei wurde schnell aufgegeben, und so blieb ich nicht lange dort.

Auch als Arbeiter bei Erwa-Optik ging es nicht lange gut, Ich habe mir an einer Maschine einen Finger gequetscht, sodass ich bald wieder wechseln musste.

Ich habe dann 25 Jahre in der die Galvanik gearbeitet, aber das bot keine Verbesserung. Es stank dort und am Ende hatte ich keine Lust mehr auf die Galvanik und bin nicht mehr hin.

Zu Hause lebte ich mittlerweile mit meinen Eltern alleine. Meine kleine Schwester war nach Berlin gegangen und arbeitete als Optikerin. Heute hat sie dort ein schönes Geschäft. Ich hatte mich immer gut mit ihr verstanden und vermisste sie.

Vater war verschlossen und unnahbar für mich. Er arbeitete später als Bankangestellter, redete nicht viel mit mir und war streng.

Meine Mutter war eher weltoffen und unternehmenslustig, und wir haben viele Ausflüge zusammen gemacht.

1979 fuhr sie nach Borkum in Kur und hatte einen Badeunfall. Sie war tot, das war das Schlimmste, was mir je passiert ist. Nach der Beerdigung nahm sich die Oma das Leben. Das war alles so schlimm, da kann man sich kein Begriff machen.

Ich blieb mit meinem Vater alleine zurück, meine Schwester war ja schon in Berlin. Das war schwierig für mich, das Zusammenleben mit Ihm.

Wir hatten kein richtiges Vater-Sohn-Verhältnis. Schon der Großvater war ein Choleriker. Immer war alles falsch, es war schwer, ihm etwas recht zu machen.

Manchmal merke ich, dass ich auch wie mein Vater bin. Ich hasse es, wenn Menschen mir zu nahe kommen oder zu laut sind. Ich spüre dann die Nähe zum Vater.

Er war aber auch ein Maler und hatte eine künstlerische Ader, er war ein kultivierter Mann, von dem ich viel gelernt habe. Wir haben bis zu seinem Tod 1986 zusammen in dem Haus in Pforzheim gewohnt. Herzanfall.

Ich hatte nie viele Freunde, Ich war ein Einzelgänger. Ich bin schwul, das habe ich schon als junger Mann gemerkt, aber für mich behalten. Mein Vater hat es nie gewusst. Ich mag es nicht, darüber zu reden, es ist auch nicht so wichtig.

Ich mag es nicht, wenn sich Bekanntschaften Dinge herausnehmen, dann sage ich ganz schnell: Schluss, aus, das war es jetzt.

Als mein Vater starb, wurde alles wieder anders. Da war ich dann 42 Jahre alt und meine Schwester kam und nahm mich mit nach Berlin, wo ich nun seit 30 Jahren lebe. Sie kümmerte sich um mich und ich weiß nicht, was ich ohne sie gemacht hätte. Ich habe dann bei ihr gewohnt, das war aber auch nicht einfach. Seit ich ausgezogen bin, ist es wieder besser.

Ich komme zurecht. Die Stadt ist mir eigentlich zu laut und trubelig. Hier in Charlottenburg, wo ich wohne, geht es noch, aber an vielen anderen Orten ist es unmöglich. Ich bin ein Landmensch geblieben, gehe gern spazieren und habe meine Ruhe.

Meiner Schwester wurde es unterdessen zu viel, sich um mich zu sorgen. Und so kam ich zum betreuten Einzelwohnen und zu einem Amtsbetreuer.

Eigentlich werde ich gerne betreut und komme auch in den Treffpunkt, aber bei den Gruppen ist es oft zu laut, das gefällt mir nicht so. Wenn ich unterwegs bin, merken andere erst mal nicht, dass ich Dinge nicht verstehe. Warum das so ist, weiß ich nicht genau, hohes Fieber vielleicht?

Ich hab gemerkt, dass was nicht stimmt. Ich hatte wohl einen Hirnschaden. Aber ich war immer ordentlich und manierlich. So bin ich immer gut gefahren.



Solvej Steinhausen

»Ich hätte auch gerne ein Mikrofon vor dem Mund und wäre in allen Berliner Kiezen zu hören.«

Ich heiße Solvej Steinhausen und bin am 8. Oktober 1965 in Hannover geboren. Ich wurde in der 24. Schwangerschaftswoche geboren, also sehr früh, und war die ersten drei Monate in der Klinik, bevor mich meine Mutter abholen konnte und wir für zwei Jahre bei meinen Großeltern in Hannover lebten. Dann zogen meine Eltern nach Hamburg, in den Ortsteil Großborstel, und gründeten dort bald darauf einen Kinderladen, den ich besuchte. Dieser Kinderladen und auch ein staatlicher Kindergarten danach waren leider zu turbulent und man konnte nicht so auf mich eingehen, wie ich es gebraucht hätte. Anschließend war ich in einer kleinen privaten Kindergruppe in der Nachbarschaft, wo es mir sehr gut gefiel.

Ich war gerne in Hamburg. Im Kindergarten gab es mal eine Theateraufführung, an die ich mich erinnere, auch an die Geburtstage der Kinder.

Überhaupt war meine Kindheit in Hamburg insgesamt sehr, sehr schön, auch wenn es Schwierigkeiten gab. Ich galt als lernbehindert, das war mir selber aber nicht bewusst. Mit sieben Jahren war ich sehr krank und hatte eine Pneumonie, wurde aber wieder gesund. Ich bin dann 1973 auf einer ganz normalen Grundschule mit meiner guten Freundin Sabine eingeschult worden.

Unsere Fächer waren Mathematik, Deutsch, Sachkunde, Sport und Kunst. Ich lernte Lesen, Rechnen und Schreiben. Gemalt habe ich besonders gerne, so ist es heute noch. Sabine zog leider weg und wir verloren uns aus den Augen.

Ich weiß noch die Namen der meisten Mitschülerinnen. Ich erinnere mich besonders an meinen neunten Geburtstag, der war wunderschön. Es gab eine Feier mit meinen Schulkameraden und wir spielten viele verschiedene Spiele.

Sehr beeindruckt hat mich damals eine Begegnung mit unserem Nachbarn, Herrn Jansen. Seine Hündin Susi starb, er weinte bitterlich. Ich hätte selber gerne einen Hund gehabt, aber mein Vater hat es nicht erlaubt, weil er fand, dass ich die Verantwortung dafür nicht übernehmen könne. Herr Jansen kaufte sich dann aber einen neuen Hund und taufte ihn »Biene«. Ich durfte mit ihm spazieren gehen.

Wir sind immer viel gereist, auch damals schon. Oft sind wir nach Dänemark gefahren, weil meine Mutter Dänin ist. Eine meiner ersten Erinnerungen ist die Reise nach Tisvildeleje, das war 1969. Meine Eltern kauften mir dort ein braunes Nachthemd mit weißen Vögelchen, das mir bis zu den Füßen reichte. Einmal waren wir auf Fünen, 1976 war das. Da habe ich dem Bauern täglich beim Säubern des Schweinestalls zugeschaut.

Wir haben Ferien in der Lüneburger Heide, im Wiener Wald, in Walsrode und an vielen anderen Orten gemacht. Wir waren gemeinsam in Schweden, Griechenland und Dänemark. Die Reisen mit meinen Eltern in diesen Jahren zählen zu den schönsten Erinnerungen.

1976 erhielt mein Vater ein Angebot, als Privatdozent in einer Klinik für Psychiatrie und Neurologie des Kindes- und Jugendalters in Berlin zu arbeiten. Ich habe mich damals sehr für ihn gefreut. Wir zogen 1977 nach West-Berlin. Auch für mich änderte sich durch den Umzug einiges. Ich besuchte fortan die Katholische Schule Sankt Hildegard für gesundheitsgeschädigte Kinder in Lankwitz und verließ sie mit dem erweiterten Hauptschulabschluss, worauf ich bis heute sehr stolz bin.

Die Schulzeit war nicht immer einfach. Die meisten Lehrer und Mitschüler waren völlig in Ordnung, aber es gab Situationen, unter denen ich sehr gelitten habe. Zum Beispiel 1981, da waren wir auf Klassenfahrt, und eine Mitschülerin schüttelte mich immer, weil ich ihr nicht sofort geantwortet habe. Und ein anderer hat mich oft gepiesackt. Ich hoffe sehr, dass das, was ich hier erzähle, nachvollziehbar ist, denn ich fand es wirklich schlimm, nicht nur für mich, sondern auch für den armen Peter, der im Rollstuhl saß und ebenfalls geärgert wurde.

Mein Vater wollte meine Entwicklung zusätzlich fördern und meldete mich bei der Beschäftigungstherapie in der Bregenzer Straße an. Dort lernte ich neue Leute kennen, etwa Annegret, Sabine oder Michaela. Dann kam auch Michael dazu, aber die Therapeutin hat ihn wieder nach Hause geschickt, weil er so böse war.

Nach der Schule, von 1983 bis 1984, habe ich in der Berufsbildungsstätte eine Ausbildung zur Hauswirtschaftsgehilfin gemacht und dann bis 2005 bei dem Berliner Elternverein »Zukunftssicherung geistig Behinderter Berlin e.V.« in einer Wohnstätte als Hauswirtschaftsgehilfin gearbeitet. Über 20 Jahre war ich in der Wohnstätte Riemeisterstraße beschäftigt.

Leider war es dann von beiden Seiten her nicht mehr möglich, weiter zusammenzuarbeiten. Heute bin ich im L-Werk in der Wilhelmsaue in der Montage und schraube Lampenteile zusammen. Ich habe immer davon geträumt, Ärztin zu werden, um anderen helfen zu können. Aber das war zu schwierig für mich.

Ich interessiere mich sehr für Musik und war ein großer Fan von ABBA, den Specials, den Beatles und den Rolling Stones. Aber auch andere Musikrichtungen wie Reggae, Klassik oder Weltmusik höre ich sehr gerne, am liebsten im Radio bei 104.6 RTL, 105,5 Spreeradio oder 94,3 RS2.

Ich hätte auch gerne ein Mikrofon vor dem Mund, dann wäre ich in allen Berliner Kiezen zu hören! Ich würde dann die Journalisten kennenlernen und alle Redakteure, die mit den Sprechern meiner Lieblingssender zusammenarbeiten, und könnte meine Meinung sagen.

Ich habe immer wieder unter Menschen mit schlechtem Charakter gelitten und möchte mit solchen Leuten nichts zu tun haben. Die schrecklichste Zeit war 1988. Ich hatte eine schlimme Krise, ich sah keine Möglichkeiten für mich und war sehr unglücklich. Einen Freund im Sinne von »erster Liebe« hatte ich gar nicht.

Die wichtigsten Menschen für mich sind meine Eltern und meine Tante, die Schwester meines Vaters, meine Betreuerinnen, meine Therapeutin und mein Therapiehund Amos. Ich möchte aber wirklich auch andere Leute kennenlernen und hoffe sehr, dass mir das noch gelingt.

Ich wohne nach wie vor in Berlin, obwohl ich es vorziehen würde, in einer norddeutschen Kleinstadt zu wohnen. Mir ist Berlin zu groß, zu laut – und ich fühle mich nur noch begrenzt wohl wegen der ganzen Kriminalität.

Auch mache ich mir Sorgen, meine Eltern werden auch nicht jünger – ich bin ein Einzelkind und sehe meine Eltern oft. Ich fühlte mich lange hier sehr wohl, aber die Zukunft verunsichert mich auch ein wenig. Ich habe zu meiner Umwelt nur begrenzt Vertrauen und befürchte, dass man mich austricksen könnte. Und manchmal habe ich eine Heidenangst vor meinen Mitmenschen. In Berlin gibt es so viel Straftaten.

Ich bin sehr behütet aufgewachsen und meine Behinderung spürte ich nur, weil mich einige Kinder anders behandelten. Mit 16, in der 8. Klasse kam es zu einem klärenden Gespräch mit meiner Mutter. Ich konnte die Tatsache gut annehmen, behindert zu sein, weil ich von meiner Familie immer gut behandelt wurde und sich meine Mutter viel Zeit für mich nahm.

Sicher gab es auch einmal Streit, als ich mich während eines Urlaubs in Irland weigerte, weiterzufahren oder auf Rat meines Vaters einmal nach Österreich mit einer Gruppe zu reisen, weil ich so passiv wäre.

Mit Mitte zwanzig kam bei mir der Wunsch auf, von zu Hause auszuziehen. Ich bin aber nach einem gescheiterten Versuch in einer WG des Trägers »Fürst Donnersmarck Stiftung« in Wilmersdorf mit 27 wieder zu meinen Eltern zurückgezogen.

Ich war noch nicht bereit für ein eigenständiges Leben, aber mit 30 bin ich dann endgültig ausgezogen. Erst vorübergehend in eine Einrichtung der Zukunftssicherung in Dahlem und dann wieder in eine WG der Zukunftssicherung, wollte aber nach einiger Zeit nicht mehr dort wohnen. Nun wohne ich seit einiger Zeit einzelbetreut alleine und fühle mich damit ganz wohl.

Ich habe keinen gesetzlichen Betreuer und bestehe auf meine Unabhängigkeit und auf meine Freiheit.

Ich habe Betreuerinnen, die mich bei vielem unterstützen, wie zum Beispiel bei Ämtergängen. Aber auch bei der Gestaltung von Kultur und Freizeit begleiten sie mich.

Ich möchte noch viel durch Europa und nach Costa Rica reisen und später in eine schöne Kleinstadt umziehen. Das ist meine Sehnsucht und mein Traum.



Eva

»Ich bin ein toller Mensch.«

Mein Name ist Eva, ich bin 50 Jahre alt und habe eine geistige Behinderung.

Meine Behinderung nennt sich Herz-Hand-Syndrom. Bei meiner Geburt waren meine Hände zusammengewachsen und ich hatte ein Loch in der Herzscheidewand. Das Loch ist aber mittlerweile zugewachsen. Durch eine Unterversorgung während der Schwangerschaft war ich bei der Geburt einfach noch nicht fertig.

Ich wohne schon mein Leben lang in Berlin und möchte auch niemals woanders wohnen, auch wenn es mir oft zu voll ist und ich gerne bei Papa auf dem Land bin. Ich weiß noch genau, dass ich ein paar Mal, als die Mauer noch stand, nach Ostberlin gefahren bin. Dafür musste man zum Rathaus Steglitz, um überhaupt rüber zu dürfen. Wahrscheinlich gab es dort Papiere, das weiß ich aber nicht mehr genau. Im Osten war es anders. Ich war immer froh, wenn wir wieder zu Hause waren, da ich mich überhaupt nicht wohl gefühlt habe und auch etwas Angst hatte. Mit meiner Familie habe ich in Dahlem gewohnt. Dort waren in meiner Kindheit und auch noch etwas später die Amerikaner stationiert. Ich habe mich so wohl bei den Amerikanern gefühlt und hatte immer das Gefühl, dass ich dort so akzeptiert wurde, wie ich bin. Dadurch habe ich meine große Leidenschaft fürs Cheerleading entdeckt. An diese Zeit denke ich wirklich gerne zurück.

1973 bin ich in die Schule gekommen. Ich besuchte die Biesalskischule und die Pestalozzischule in Berlin. Die 9. Klasse musste ich zweimal machen, da ich einfach noch nicht bereit für die Arbeitswelt war. Ich bin nicht gerne in die Schule gegangen. Immer war ich kleiner als die anderen Kinder und konnte vor allem beim Sport nicht immer mitmachen. Dafür wurde ich gehänselt und verstehe bis heute eigentlich noch immer nicht, warum die anderen Kinder so gemein zu mir waren.

Nach der Schule arbeitete ich mit Mama zusammen. Sie hat musikalische Früherziehung in Kindergärten in Zehlendorf unterrichtet und ich habe ihr dabei geholfen. Eine richtige Ausbildung habe ich dann aber nicht mehr gemacht. Später habe ich dann bei meinem Papa als Sekretariatsshelferin gearbeitet.

Wenn ich es mir aussuchen könnte, würde ich aber am liebsten am Flughafen arbeiten. Ich bin so gerne am Flughafen und schaue mir die abfliegenden Flugzeuge an. Dort zu arbeiten, wäre wirklich ein Traum.

Wenn ich an meine erste Erinnerung zurückdenken soll, fällt mir leider nichts ein. Ich habe schlimme Erinnerungen und schöne Erinnerungen, welche allerdings länger her sind, weiß ich nicht mehr. Eines weiß ich aber genau: Sowohl schöne, als auch schlechte Erinnerungen hängen fast immer mit meiner Mutter zusammen.

Als ich noch klein war, trennten sich meine Eltern. Das war unglaublich schlimm für meine Schwester und mich. Das Verhältnis zu meinem Vater wurde immer schlechter, da Mama mir zeitweise den Kontakt verboten hatte. Warum, weiß ich bis heute nicht. Meine Schwester und ich blieben bei meiner Mama. Damals wusste ich noch nicht, dass Mama Alkoholikerin ist.

An ein Ereignis erinnere ich mich noch ganz genau. Zusammen mit meiner Schwester, wir waren beide noch Kinder, saß ich im Keller und schüttete Mamas Alkohol weg. An diesem Tag wurde Mama vom Krankenwagen abgeholt, da sie zu viele Tabletten mit Alkohol genommen hatte.

Ich liebte meine Mama sehr, doch es wurde immer schwieriger, ihren Alkoholkonsum zu ertragen.

Ich weiß nicht, wie ich ohne meine Schwester zurechtgekommen wäre. Sie bedeutet mir auch heute noch alles und ist der wichtigste Mensch in meinem Leben. Sie ist immer für mich da gewesen und hat immer zurückstecken müssen, da ich ja behindert bin. Das scheint ihr nie etwas ausgemacht zu haben. Es war alles immer locker und einfach mit ihr. Zumindest habe ich mich bei ihr immer verstanden und geborgen gefühlt.

Früher war meine Familie noch etwas größer. Meine Tanten und Onkels sind aber alle mittlerweile gestorben und den Rest sehe ich einfach viel zu selten. Oft waren die Besuche der Familie aber auch unangenehm für mich. Meine Mama war nicht die einzige, die ein Problem mit dem Alkohol hatte. Bei Familienfeiern waren immer alle betrunken und ich versteckte mich am liebsten in meinem Zimmer, weil ich manchmal große Angst bekam.

Eigentlich kann ich mich gar nicht erinnern, dass meine Mama je nüchtern gewesen ist. Einmal habe ich angefangen zu notieren, was Mama alles trinkt, um herauszufinden, was mit ihr los ist. Sogar wenn die Klavierschüler zu Hause waren, musste sie zwischendrin immer mal wieder »etwas holen«, und ich hörte die Flaschen klimpern. Mama ist mit mir auch betrunken Auto gefahren. Irgendwann habe ich einmal eine Freundin unserer Familie gefragt, ob Mama Alkoholikerin ist, was sie natürlich bestätigte. Ich musste mich immer viel um Mama kümmern und hatte Angst, sie allein zu Hause zu lassen. Viele Veranstaltungen und Verabredungen habe ich nicht mehr besucht, da mir peinlich war, wenn andere Leute sehen, dass Mama immer besoffen ist. Sie war immer so unberechenbar!

Als meine Schwester irgendwann auszog, war ich allein und bin auch heute noch traurig, wenn ich daran denke. Niemand war für mich wirklich da. Papa hatte inzwischen eine neue Familie. Ich glaube, dass er auch heute noch Probleme mit mir hat, weil ich behindert bin. Irgendwann haben wir uns wieder häufiger gesehen. In seinem Haus durfte ich mich aber nicht frei bewegen und musste seiner neuen Frau immer erklären, was ich warum machen will. Meine Stiefschwester wurde immer bevorzugt und ich glaube auch, dass Papa sie mehr lieb hat. Ich merke, dass Papa mich liebt

und ich liebe ihn natürlich auch, aber er hat mich immer anders als meine Schwestern behandelt. Im Stillen habe ich ab und zu einfach mal geweint, weil ich nicht wusste, was ich falsch gemacht hatte und warum ich so alleine bin!

Mama hat meine Schwester und mich immer gleich behandelt.

Mama ist mit mir und meiner Schwester oft verreist. Es war ihr wichtig, dass wir etwas von der Welt sehen. Wir waren in der Karibik, in Spanien und in der dominikanischen Republik.

Ende der 90er Jahre war ich mit Mama, meinem Onkel und meiner Tante in New York. Ich war begeistert von dem Gefühl der Freiheit und den lockeren Menschen in Amerika.

Mama hatte auf der Reise einen schlimmen Asthmaanfall. Wie selbstverständlich kamen ihr Menschen zur Hilfe, was ich so in Berlin noch nicht oft gesehen hatte! Bis heute bin ich fasziniert von diesem Land und seit meiner Kindheit träume ich von San Francisco.

Es dauerte noch ein paar Jahre, bis ich endlich von zu Hause auszog. 2005 bin ich in eine WG des Union Hilfswerks gezogen. Dort hat es mir aber gar nicht gefallen. Die Betreuer waren blöd und haben sich nicht um mich gekümmert. Außerdem mochten sie meine Mama nicht und haben immer schlecht über sie geredet. Ich blieb auch nicht besonders lange dort. Als ich einen Zusammenbruch hatte, hat mir niemand von denen geholfen und Papa hat mich irgendwann dort rausgeholt. Wie das genau alles passiert ist, weiß ich aber nicht mehr. Ich bin dann wieder zurück zu Mama gegangen.

2008 habe ich durch eine Freundin den Verein Zukunftssicherung kennengelernt. Ich wohnte erst noch eine Zeit zu Hause, bevor ich in eine eigene Wohnung zog. Im gleichen Jahr habe ich auch meine erste Reise zusammen mit der Zukunftssicherung gemacht.

Auf dieser Fahrt hatte ich einen Darmdurchbruch und musste ins Krankenhaus. Mir musste ein künstlicher Darmausgang gelegt werden. Ich hatte große Schwierigkeiten mit der Narkose und bin fast gestorben! Die Zeit

war sehr schwer für mich und ich wurde dadurch noch mehr eingeschränkt als vorher.

Ich hatte eigentlich nie ein wirklich großes Problem mit meiner Behinderung und weiß auch gar nicht mehr, ob ich selbst gemerkt habe, dass die anderen nicht sind wie ich, oder ob Mama mir das einmal erklärt hat. Durch diesen Darmdurchbruch fühlte ich mich aber das erste Mal wirklich behindert und hatte Angst, dass fremde Menschen merken, dass etwas mit mir nicht in Ordnung ist. Heute habe ich mich aber an mein Stoma gewöhnt und kann damit gut umgehen.

Krankenhäuser besuche ich aber nicht gerne. Als Kind war ich einfach zu oft dort. Mein Körper ist voll mit Narben, sie erinnern mich immer wieder an schlimme Zeiten. Kurz nach meinem Darmdurchbruch bekam ich die schlimmste Nachricht meines Lebens: Mama war an Krebs erkrankt. Eine Welt brach für mich zusammen. Ich wusste anfangs nicht, wie ich damit umgehen sollte. Ich glaube, Mama wusste es auch nicht so richtig. Sie versuchte, sich von so einem Wunderheiler helfen zu lassen und hörte nicht auf, Alkohol zu trinken, bis sie irgendwann ins Krankenhaus kam. Sie hatte dort ihre erste Chemo und kam dann wieder nach Hause. Ich musste mich oft um sie kümmern, weil sie niemanden im Haus haben wollte. Die Erinnerung an diese Zeit tut sehr weh! Mama wurde immer schwächer und kam immer wieder ins Krankenhaus. Irgendwann musste sie länger dort bleiben und wurde immer schwächer. Am 23. November 2010 bekam ich dann einen Anruf vom Krankenhaus und ich wusste schon, dass es zu Ende gehen würde. Am gleichen Tag ist Mama dann gestorben.

Ich vermisse meine Mama jeden Tag! Ehrlich gesagt war ich auch ein wenig erleichtert, dass Mama tot war. Mein Leben lang hat der Alkohol mein und ihr Leben bestimmt und nun waren wir irgendwie beide erlöst. Ich würde aber trotzdem alles tun, um sie noch um mich zu haben.

Ich bin nach Mamas Tod in ein tiefes Loch gefallen, war eingeschüchtert, allein und sehr ängstlich. Meine Betreuer waren in dieser Zeit immer für mich da und versuchten mich wieder aufzubauen. Dies dauerte aber einige Zeit und auch noch heute gibt es Momente, in denen ich Hilfe benötige.

Meine Betreuerin hat sich damals überlegt, ob ich nicht in einer anderen Wohnform wohnen sollte. Ich sollte eine Mitbewohnerin bekommen und in ein großes Haus ziehen. Das machte mir erst einmal Angst und ich war sehr unsicher.

Heute bin ich mir sicher, dass es das Beste ist, was mir je passiert ist! Ich bin immer einsam gewesen und lebe jetzt in einem großen Haus mit Anschluss an eine Gruppe und kann immer Hilfe bekommen.

Die Begegnung mit meiner Mitbewohnerin Yvonne zählt zu einer meiner schönsten Erinnerungen! Ich habe sie bei der Vorbereitung für das Inklusive Verbundwohnen gesehen und wusste einfach, dass sie es ist, und bis heute ist sie einer der wichtigsten Menschen in meinem Leben. Sie ist meine beste Freundin, ist immer für mich da und fängt mich auf, wenn es mir schlecht geht.

2016 habe ich es zusammen mit meiner Mitbewohnerin auch endlich nach San Francisco geschafft und mir meinen Lebenstraum erfüllt.

Ich fühle mich im Moment so wohl wie lange nicht mehr. Ich wäre manchmal gerne selbstbewusster und habe noch zu viel Angst, zu viel falsch zu machen.

Die letzten 50 Jahre haben mich zu der gemacht, die ich heute bin, und ich traue mich zu sagen: Ich bin ein toller Mensch!



Edeltraut Kracht

»Ich liebe die Musik, die Kleider, das Tanzen. Dann bin ich ganz glücklich.«

Geboren bin ich in Hermsdorf, Westberlin – es war dort wie auf dem Dorf, das war schön.

Meine erste Erinnerung ist nichts Bestimmtes, sondern dass meine Oma sich um mich gekümmert hat. Das Schönste war ihr Garten, mit einem Kaninchenstall. Ich habe dort die ersten Jahre gelebt, weil meine Mutter sich nicht um mich kümmern konnte.

Ich habe gerne mit Puppen gespielt, ich hatte zuerst eine kleine und später eine größere. Aber auch ein Feuerwehrauto.

Den Kindergarten mochte ich nicht.

In der Schule habe ich nichts gelernt, ich kann gerade meinen Namen schreiben und ein paar Zahlen lesen. Ich hatte einen Freund und mehrere Freundinnen, aber keine beste Freundin oder so.

Irgendwann hat meine Mutter mich nach Lübars übergeholt, da hatte ich auch einen Bruder, der hatte aber einen anderen Vater.

Der Bruder war natürlich kleiner und musste irgendwann gehen.

Ich wollte das zwar nicht, denn ich mochte ihn, aber ich konnte nichts dagegen tun. Er war dann weg und ich weiß nur, dass meine Mutter sich mit ihm später verkracht hat.

Meinen eigenen Vater hab ich nie kennengelernt.

Meine Mutter war in einer Gaststätte beschäftigt. Sie musste dort viel arbeiten, das war blöd, denn sie hatte deshalb wenig Zeit für mich, wenn ich zu Hause war. Daher bin ich auch irgendwann wieder zurück zu Oma und meinem Onkel nach Hermsdorf.

Als Kind war ich also nicht im Heim, aber später bin ich in die Wohnstätte Riemeisterstraße gezogen. Wer das bestimmt hat, weiß ich gar nicht. Aber ich glaube, es war meine Mutter. Die lebt jetzt auch noch, die war schon da für mich. Sie hat sich um mich gekümmert, wie und wo sie konnte.

Ich bin behindert, ich habe bei der Geburt zu wenig Sauerstoff bekommen.

Ich habe schon gemerkt, dass ich anders bin als die meisten, aber erst in der Schule. Ich musste mit meiner Stimme ins Krankenhaus, mir wurden die Mandeln rausgenommen, hat aber nichts genutzt.

Ich habe meistens allen gehorcht: meiner Oma, meinem Onkel und auch meiner Mutter.

Ich wollte gerne Küchenhilfe werden, das habe ich auch geschafft.

In der Wohnstätte war es irgendwann Scheiße, dann bin ich in die WG gezogen. Dabei hat mir meine alte Betreuerin geholfen. Ich war 22 Jahre in der Wohnstätte und habe sechs Jahre in der WG gewohnt. Ich wollte aber meine Ruhe. Die neue Wohnung habe ich mir ausgesucht. Jetzt ist es besser, ich kann machen, was ich will und werde von Betreuern unterstützt.

Ich habe in Werkstätten gearbeitet, zuerst mit Holz, dann aber als Küchenhelferin. Ich konnte als Küchenhilfe leider nicht weiterarbeiten, das haben meine Hände nicht vertragen, und nun bin ich als Hauswirtschaftskraft in der Wohnstätte.

Ohne Betreuer könnte ich wohl nicht so gut leben. Möchte ich auch nicht, die helfen mir, gehen mit mir ins Kino, machen Arzttermine und erklären mir Amtsbriefe. Ich komme zurecht. Einkaufen geh ich alleine mit den braunen Scheinen, die Betreuer gucken nach meinem Geld.

Eine gesetzliche Betreuerin habe ich auch, die stört mich aber auch nicht. Sie kommt einmal im Monat, aber ich kann eigentlich machen, was ich will. In der Wohnstätte war es strenger, da ging das nicht. Es gab für alles Regeln, dann bin ich immer ausgebüxt und hab mich auf dem Klo versteckt.

Ich will selbstständig sein und versuche, Sachen alleine zu machen.

Die Betreuer kann ich mir nicht aussuchen, aber wenn mir einer nicht gefällt, merkt der das schon. Wenn ich keinen Bock habe, mache ich die Tür nicht auf.

Ich hatte drei Männer, einen in der Türkei im Urlaub mit der Mutter. Da hatte ich im Fahrstuhl einen Flirt, nur kurz geknutscht, dann war es schon vorbei. In der Wohnstätte hatte ich einen Freund, da musste ich mich trennen, 1994 war das. Mein letzter Freund war Olli – mit dem war ich lange zusammen, dann ging es mir nicht gut und da wollte ich nicht mehr.

Als es mir wieder besser ging, wollte er mich leider nicht mehr und so blieben wir getrennt.

Ich wollte gerne eine Familie und ein Kind, aber meine Mutter wollte das damals nicht. Als ich jünger war, waren wir beide deswegen mal beim Amtsgericht und auch ich habe mich dagegen entschieden. Später tat es mir manchmal leid, keine Kinder zu haben.

In drei Jahren möchte ich in Früh-Rente gehen, Reisen machen und das Leben genießen.

Ich liebe richtige Tanzbälle. Die Musik, die Kleider, das Tanzen, dann bin ich ganz glücklich!



Dirk Hoffmann

»Dass man kein kompliziertes Leben hat, das träum ich.«

Ich bin Dirk Hoffmann, 1985 geboren. Wohnhaft zurzeit in Kreuzberg, Potsdamer Platz. Ich wohne da mit fünf Jungs zusammen, was mir viel Spaß macht, da ist immer was los. Von Nichtstreitigkeit bis zu Streitigkeit, immer was los.

Ursprünglich komm ich aus Köln, also Köln – Düsseldorf, da oben. Da bin ich geboren, aber nicht aufgewachsen. Aufgewachsen bin ich in Spandau, dann Lichtenrade und jetzt Kreuzberg, Berlin.

Als Kind habe ich gerne viel gegessen. Selbst der Nachbars Katze habe ich die leckeren Leckerlis weggegessen oder das Katzenfutter geklaut. Das war, weil ich unterernährt in meine Pflegefamilie gekommen bin und dann habe ich eben die Leckerlis von Opas Hund und Katze probiert. Naja: Weil, ich hatte immer Angst, ich werde nicht satt.

Das war in mir drin und später wurde mir auch gesagt, ich wäre unterernährt gewesen. Da war ich noch bei meiner leiblichen Mutter gewesen. Aber dann bin ich bei ihr raus genommen worden und zu meiner Pflegefamilie gekommen.

Meine Pflegemutter ist eine ganz wichtige Person. Sie und mein Pflegevater haben mich aufgenommen. Anderthalb Jahre war ich da alt, das erzählt man mir. Und wenn ich krank war, so richtig mit Fieber, da war auch

meine Schwester für mich da. Meine Pflegefamilie war ganz gut. Ich habe mich sehr gut mit allen verstanden. Ab und zu gab es auch Reibereien mit meiner Schwester Franziska, aber das ist ja normal. Ich hatte nie wirklich Streit. Ich hab mich wohlgefühlt, zu Hause.

Ich habe zwei Mamas. Mama Monika und meine Pflegemutter Angelika. Meine Geschwister kenn ich auch. Yvonne, Stefanie und Alexander.

Mama Monika ist Hartz IV-Niveau, sag ich mal so, da bin ich geboren. Aber ich hab die hinterher kennengelernt. Auch meine Schwester Yvonne. Die lebt auch in dem Hartz IV-Bereich, sie hat fünf Kinder, die hab ich gern. Sie wohnt auch in Lingen, also nur ein Stückchen weiter.

Meinen leiblichen Vater hab ich nie richtig kennengelernt. Einmal schon, das war 2001 und 2002, da durfte ich mal hin. Er wohnte in Berlin-Steglitz. Das war ganz schön, die erste Begegnung, da hat er mich von meiner Sonderschule abgeholt. Wir sind Eis essen gegangen. Beim zweiten Mal war Silvester 2002. Da hab ich bei ihm gefeiert und durfte meine Geschwister kennenlernen.

Bis zum 18. Lebensjahr hab ich bei Angelika gewohnt. Ab 19 bin ich dann nach Lichtenrade gezogen.

Zu meinen richtigen Geschwistern kann ich weniger erzählen, weil ich die erst später in meiner Grundschule erst kennengelernt habe. Stefanie und Yvonne, die waren in der Nebenklasse.

Die sind auch als Pflegekinder nach Berlin gekommen. Alle waren hier. Mein Bruder war zu dem Zeitpunkt ein Baby, auch Pflegekind.

Manuela ist meine ältere Stiefschwester, sie hat dafür gesorgt, dass wir von da weggekommen sind. Weil die früher, von ihrer Erzählung her, immer auf uns aufpassen musste und selber nicht zur Schule gehen konnte und das hat sie dem Jugendamt erzählt.

Ich hätte gern eine eigene Familie mit meiner Freundin Sabrina zusammen. Das ist noch ein Wunsch. Ich arbeite noch da dran.

In die Schule musste ich immer. Erstmal eine Grundschule, da war ich nicht so lange. Das war so eine Integrationsgrundschule. Eine gemischte Klasse für normale und nicht behinderte Kinder. Ich weiß nicht, wie lange ich dort gewesen bin. Dann kam ich in die Sonderschule am Gartenfeld in Spandau. Da hab ich denn eine Zeit lang gelernt und versucht, aufzupassen.

Lesen, schreiben und rechnen kann ich nicht, ich hab's nie gelernt.

Was ich nicht mochte: Sport. Schulschwimmen, zehn Bahnen schwimmen, zehn zurück. Oder Sportvereine aufsuchen, das hab ich noch nie so gerne gemacht.

Die Lehrerin war gleichzeitig meine Klassenlehrerin, also Sportlehrerin und Klassenlehrerin. Sie war streng! Und böse: weil ich einmal meinen Arm aufgeschnitten habe, damit ich nicht zum Schwimmen musste.

Da stand ich am Schulbus mit Taschentuch und dann sagt so ein Kind zum Schulbusfahrer: Mensch, der Dirk blutet. Das war harter Einsatz.

Es hat aber geklappt, ich habe sogar eine Schwimmbefreiung gekriegt, wie die Mädchen, die freitags auf der Bank saßen. Wegen der Tage und sonst was.

Mama Angelika hat über Mundpropaganda mitgekriegt, dass irgendwo in Kreuzberg ein Lernmobil steht. Es ging darum, Lernbehinderte auf dem ersten Arbeitsmarkt zu integrieren, über Praktika. Mama hat gesagt: Komm, wir gucken uns das mal an und wenn du das nicht möchtest, kannst du auch Nein sagen.

Ich fand das interessant. Ich habe im Lernmobil verschiedene Praktika gemacht: im Titania-Palast, bei Kaiser's, im Kindergarten Manfred-von-Richthofen, im Kindergarten in Kleinmachnow: Da war ich im Waldorfkindergarten. Dann meinten die Betreuer, das sei viel zu weit. Frau Pfängel hat einen in Charlottenburg gefunden, das war die Pflegeschule und da bin ich schon seit acht Jahren tätig.

Ich arbeite in der Küche, was mir nicht so viel Spaß macht. Früher haben sie mich noch mitgenommen, aber die modernen Erzieherinnen heute nehmen mich nicht mit zum Ausflug, was ich sehr bedaure. Die älteren Kollegen haben halt nicht auf versicherungstechnische Sachen geachtet. Die haben gesagt, hier pass mal auf die Kinder auf, ich bin mal zwei Minuten weg. Und da habe ich zwei Minuten auf die Kinder aufgepasst. Beim neuen Kollegium hab ich immer im Kopf: versicherungstechnisch! Falls was passiert, wer ist dann dran?

Meine Behinderung heißt »Analphabet« und ich hab noch eine zweite Behinderung, die heißt »Adipositas«, Fettleibigkeit. Das bedeutet, dass ich zu viel esse und immer zunehme. Ich versuche jetzt, das zu verhindern.

Das andere, Analphabet, das kommt daher, dass ich früher als Kind ein Aufmerksamkeitssyndrom hatte, ADHS. Ich habe andere Mitschüler geärgert, dadurch habe ich nicht aufgepasst in der Schule. Man musste mich früher nach draußen nehmen und mich beruhigen.

Da waren wir bei unterschiedlichen Ämtern, und dort haben sie durch eine Untersuchung festgestellt, dass ich behindert bin. Ich hab das auch selbst gemerkt, weil ich halt anders drauf war wie andere Kinder. Die anderen, die waren ja normal.

Zum Beispiel, weil ich nicht lesen konnte, so wie andere Kinder, und mich die Polizisten nach Hause bringen mussten, weil ich nicht Bescheid wusste, wo ich denn hinsollte. Ich bin an irgendeinem S-Bahnhof gestrandet.

Meine erste Erinnerung: als ich meinen ersten epileptischen Anfall hatte in der Nacht. Da standen sieben Leute um mich herum und haben besorgt geguckt. Ich war schon wieder zu mir gekommen, aber die haben geguckt: Ist der schon tot oder nicht? Ich habe mich umgedreht und weitergeschlafen.

Meine schönste Erinnerung: als ich mit Opa und Oma in Urlaub fahren konnte nach Usedom. Das war richtig schön. Wo ich angeln durfte mit Opa zusammen und er mir beigebracht hat, wie man Fische enthäutet.

Meine schrecklichste Erinnerung: Ich war beim Karneval der Kulturen, ein Windstoß kam. Ich war mit Angelika und André da. Ein Gerüst war umgekippt wegen des starken Sturms. Angelika lag drunter, das fand ich schrecklich. Sie war schwer verletzt, hatte einen Beckenbruch. An dem Tag stand ich unter Schock.

Es gab noch mehr schlimme Sachen. Ich habe auch mal einen Surfkurs gemacht und die Prüfung auf dem Wasser nicht bestanden. Das war eine Enttäuschung. Mein Vater hatte mir vorher in den Wasseranzug reinhelfen müssen, Ich hab nicht rein gepasst, ich sah aus wie ein Sandhaufen. Er hat ihn dann doch zugekriegt, mit aller Kraft, aber dann sah ich aus wie in einer Wurstpelle. Das war demütigend.

Als ich jung war, hab ich gedacht, ich könnte mich nicht verlieben. Es gab ein Straßenfest und ein Mädchen, das einen Ball auf die Schokokuss-wurfmaschine geschmissen hat. Da kam ein Schokokuss zurückgefliegen, aber das Mädchen konnte nicht fangen und sagte: »liihhh, das kann man doch nicht essen.« Und sie hat den Schokokuss in die Haare gekriegt. Ich stand hinter dem Mädchen und habe probiert und gesagt: Das schmeckt aber lecker. So gegen Abend hat sie mich dann geküsst. Ich bin ganz rot angelaufen und war die ganze Zeit überzeugt, dass ich mich nicht verlieben konnte. Das war meine erste Liebe. Wir haben uns leider aus den Augen verloren.

Ich träume von unterschiedlichen Projekten. Die will ich dann umzusetzen und manchmal gelingt das mir auch. Zum Beispiel habe ich gerade so eine besondere Idee: Ich war ja neulich in Lingen, bei meiner leiblichen Mama. Und da habe ich festgestellt, dass es da keinen Fahrradverleih gibt. Da habe ich gedacht, da müsste man was aufziehen.

Ich wäre gerne Erzieher geworden. Ich bin ja im Kindergarten tätig, aber ich bin da der Mann für alle Fälle und kein richtiger Erzieher. Aber ich habe in mir auch einen Erzieher drin. Weil ich früher viel mit älteren Kollegen zusammengearbeitet habe und die mir viel zugetraut und anvertraut haben.

Ich hatte auch Hobbys, ein Aquarium mit Fischen zum Beispiel. Man musste das Wasser sauber machen und Essen geben. Und ab und zu mal ein Tablette von mir, das war's.

Ich war mal Mitglied bei die Jugendfeuerwehr, früher hieß die so, das war ein Nebenprojekt der Berliner Feuerwehr, in Kladow. Das hat mir Spaß gemacht. Löschen zum Beispiel, also wir haben gespielt, dass wir gelöscht haben oder sind mal zum See runtergefahren. Die Wasserpumpe anschließen – das war Teamwork.

Ich musste leider aufhören, weil ich ein paar Mülltonnen angezündet habe. Drei Mülltonnen. Ab der vierten haben sie dann gesagt: Dirk, das warst doch du. Und ich habe gesagt: Nein, das war ich nicht.

Aber ich habe im Umkleideraum alles erzählt, ein Kind hat's dem Jugendleiter weitergesagt. Ich musste aufhören bei der Feuerwehr, das war blöd. Der, der mich damals verpetzt hat, ist noch immer bei der Freiwilligen Feuerwehr.

Jetzt sammle ich Autogramme, und knipse Fotos mit Prominenten. Und Mikrofon-Windschützer sammle ich: Ich habe ARD und RBB.

Ich bin auch viel verreist, mit einem Mobil. Also einem großen Fahrzeug, wo man wohnen und schlafen kann. Mit Pflegeeltern und Schwester bin ich dann einfach nach Holland gefahren, Amsterdam habe ich kennengelernt, und nebenbei auch Aachen und Düren. Schöner fand ich es in Belgien.

Ich bin schon mal geflogen: nach Italien, in die Türkei und Griechenland. Einmal hab ich meine WG veräppelt: dass ich Flugangst hätte. Da haben sich alle um mich gekümmert.

Am schönsten war es aber immer Kladow. Da ist es so ein bisschen ruhig, abgelegen. Die Fähre ist dort ab und zu gefahren. Ich bin gerne in der Stadt, weil es dort eine Verkehrsverbindung gibt, also in Berlin. Hier kann man auf eigene Faust rumfahren und muss keinen fragen. Auf dem Dorf ist es so, da musst du jeden fragen: Kannst du mich mal von Ort A nach Ort B fahren? Oder wenn da der letzte Bus weg ist: Dann muss man laufen. Mein

Traumberuf war früher Busfahrer. Aber jetzt, wo ich die modernen Busse sehe, da hab ich gedacht, glücklicherweise bin ich kein Busfahrer geworden.

Normale Menschen unterhalten sich über unterschiedliche Sachen, Politik. Ich konnte da früher nicht so mitreden. Aber ich habe beim Radio immer öfter versucht, mitzureden. Also beim Sender angerufen und mich unterhalten über Politik. In meiner Sonderschule war ich darin der Beste.

Ich durfte früher auch den Führerschein nicht machen. Viele haben gesagt: Dirk, du schaffst den Führerschein nicht, du kannst das nicht. Du kannst nicht lesen, lass das mal lieber. Da hab ich gesagt, ich werd's euch zeigen. Und dann hat mir jemand über so einen Sprachlerncomputer beigebracht, wie man doch den Führerschein machen kann.

Ich hab mich damit auseinandergesetzt. Und dann hab ich einen tollen Lehrer gehabt, der mir zur Seite gestanden ist. Und mein Lieblingsbetreuer, der Georg, hat mir auch geholfen. Ich musste noch zu einem psychologischen Test hin, weil die wissen wollten, ob ich voll normal bin. Den habe ich mit »Gut« bestanden. Über 100 Euro hat der Test gekostet, wegen drei Fragen, die ich beantworten musste: Ja, wie sieht denn ein Vorfahrtsschild aus?

Ich habe aus dem Stegreif geantwortet: Weiß ich nicht. Der Typ hat gemeint: Sieht aus wie so ein Dreieck mit so 'nem Ei in der Mitte, gelb. Das ist das Vorfahrtsschild. Ich so: Genau, so sieht das aus.

Die zweite Frage war: Trinken Sie Alkohol?

Ich: Nein, ich trinke kein Alkohol.

Und die dritte: Nehmen Sie Drogen?

Nein, nehme ich auch nicht. Nur Kaffee.

Das war's, und dann der Typ so: Sie dürfen den Führerschein machen. Einwandfrei!

Ich habe mein Führerschein jetzt, für Motorroller, Klasse M. Ich hatte auch einen sehr guten Fahrlehrer. Fahrlehrer Stricker, Lichtenrade.

Ich habe alles dafür getan, dass ich selbst Entscheidungen treffen kann. Ich hab mir gedacht: Ich weiß, ich kann nicht schreiben und lesen, aber ich kann dafür anderes. Das war so mein Ding, ich fühle mich nicht behindert.

Ich würde gerne im betreuten Einzelwohnen leben. Allein oder mit Sabrina zusammen. Da muss ich mich noch entscheiden. Am liebsten in Kreuzberg oder Spandau. Das ist toll, man hat keine Mitbewohner, die halt Fernseher gucken wollen nachts oder Spiele spielen.

Mein Ziel: dass ich von dem Kindergarten übernommen werde, im Berufsbereich aber und nicht in einer Werkstatt.

Ich hab einen Führerschein, ich bin mobil, habe einen Job und Geld verdiene ich auch. Ich bin mein eigener Herr, das Katzenfutter könnte ich mir jetzt selbst kaufen.

Ich träume nachts, dass man das Leben verbessern könnte. Manchmal. Mein Leben oder halt andere Leben. Dass man halt kein kompliziertes Leben hat – das träume ich auch.

Zukunftssicherung Berlin e. V.
für Menschen mit geistiger Behinderung



Gefördert durch die

Aktion
MENSCH

Biografien von Menschen, die behindert wurden

Ein Projekt der Zukunftssicherung Berlin e. V. und David Permantier in Zusammenarbeit mit Jürgen Kiontke (Lektorat), Sandra Merseburger (Fotos) und Heiko von Schrenk (Layout) und gefördert durch die Aktion Mensch.

Besonderer Dank geht an Jürgen Kiontke und Georg Engel, ohne deren Unterstützung dieses Buch nicht entstanden wäre.

